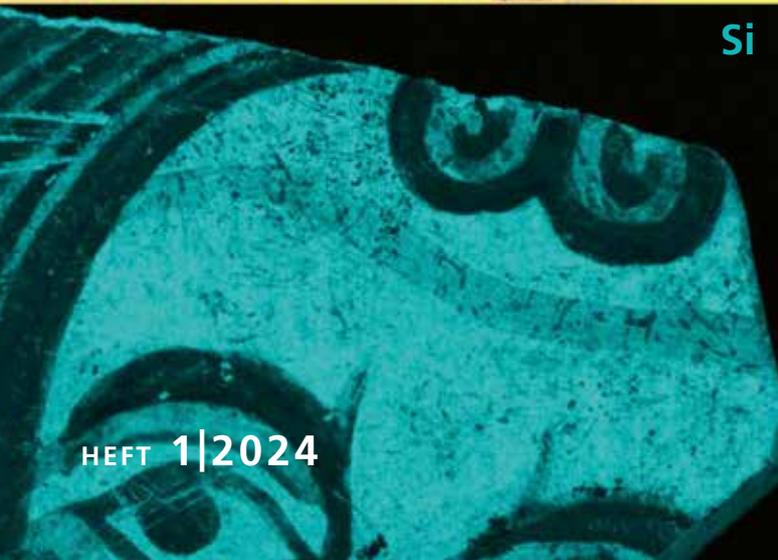
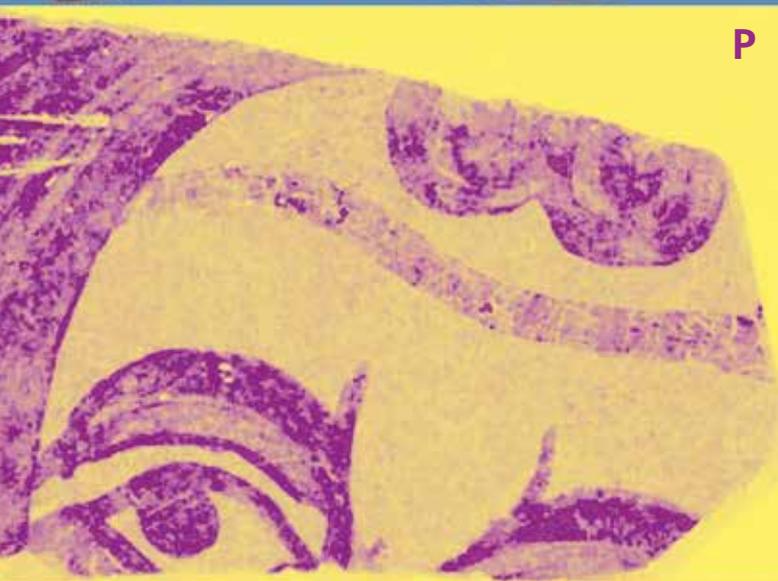


Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



HEFT 1|2024

DENKMALE BW



WAHRE
WERTE

Liebe Leserinnen und Leser,

ein neues Jahr voller Erwartungen, aber auch voller Herausforderungen liegt vor uns. Ich freue mich, auch in diesem Jahr wieder mit Ihnen die Anforderungen des Alltags in der Denkmalpflege zusammen anzugehen und auch zu meistern. Es ist immer das „Wir“, das zählt, denn nur miteinander schaffen wir die Akzeptanz für unsere Entscheidungen und unser Handeln.

Das vorliegende Heft zeigt in seinen verschiedenen Beiträgen auf anschauliche Weise das gemeinsame Bemühen zahlreicher Akteurinnen und Akteure, unsere Kulturdenkmale zu schützen und zu erhalten. Jedes Kulturdenkmal – sei es ein Bodendenkmal oder ein Denkmal der Bau- und Kunstdenkmalpflege – ist singulär. Es verdient, in seiner Einzigartigkeit erforscht und gewürdigt zu werden. Auch in die Fragestellungen zum Umgang und Erhalt eines jeden Denkmals lassen die Mitarbeitenden der Landesdenkmalpflege deshalb gemeinsam mit den Eigentümerinnen und Eigentümern sowie unseren Partnerinnen und Partnern in den Städten und Kommunen, Handwerksbetrieben oder Vereinen diese Einzigartigkeit einfließen. Sie stellt die Messlatte für eine denkmalgerechte Lösung bei Fragen nach Umbau, Umnutzung oder Nachhaltigkeit dar.

Das gemeinsame Bemühen in Forschungs- und Entscheidungsprozessen wird auch in den hier abgedruckten Beiträgen deutlich. Exemplarisch möchte ich an dieser Stelle auf den Beitrag „Photovoltaik in denkmalgeschützten Gesamtanlagen“ aufmerksam machen, der das denkmalfachliche Planungsinstrument Solarkataster am Beispiel der Gesamtanlage Langenburg darstellt. Sowohl bei einer Bürgerbeteiligung als auch bei einem Ortsgespräch mit Expertinnen und Experten wie Stadtplanerinnen und Stadtplanern und kommunalen Interessensvertretungen mit dem Landesamt für Denkmalpflege wurde das Solarkataster mit ausreichend Raum für Diskussionen präsentiert.

Das wissenschaftliche Miteinander bildet die Grundlage für die Forschungsdiskussion im interdisziplinären Projekt „Helvetiereinöde und Birkengipfel“. Das Projekt des Landesamts für Denkmalpflege wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützt und geht der Frage von Ein- und Auswanderungen im 1. Jahrhundert v. Chr. im Gebiet des heutigen Baden-Württembergs mithilfe von Forschungsmethoden der Archäologie und der Archäobotanik nach.

Einen ebenso spannenden Einblick in die interdisziplinäre Arbeit bietet der Beitrag „Auf Augenhöhe ...“. In diesem wird der (Er-)Forschungsprozess verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen über ein Glasfragment auf der Klosterinsel Reichenau beschrieben. Das Fragment gab den Forscherinnen und Forschern bislang Rätsel auf hinsichtlich seiner Zuordnung, sodass immer mehr Expertinnen und Experten anderer Fachdisziplinen hinzugezogen wurden, die schließlich gemeinsam zu einer Lösung gelangten.

Bei der Fülle hochkarätiger und interessanter Beiträge in diesem Heft war eine Auswahl auf einige wenige unausweichlich. Aber ich verspreche Ihnen: Die anderen, hier nicht genannten Beiträge sind ebenso lesenswert und interessant.

Ich wünsche Ihnen eine aufschluss- und abwechslungsreiche Lektüre mit dem neuen Heft des Nachrichtenblattes!

Susanne Bay

Regierungspräsidentin des Regierungsbezirks Stuttgart



Inhalt

▶ STÄDTEBAULICHE DENKMALPFLEGE

- 4 **Photovoltaik in denkmalgeschützten Gesamtanlagen** ①
Das denkmalfachliche Planungsinstrument Solarkataster am Beispiel der Gesamtanlage Langenburg
Lucas Bilitsch

▶ DENKMALWISSEN

- 12 **„Auf Augenhöhe ...“** ②
Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu einem außergewöhnlichen Glasfragment auf der Reichenau
Jochen Gätjen/Dörthe Jakobs/Bertram Jenisch/Dunja Kielmann/
Sandra Kriszt/Andreas Kronz/Daniel Parello
- 20 **Auf der Suche nach jungen Gartendenkmalen** ③
Erfassung von Gartenanlagen der 1980er und 1990er Jahre
Andreas Buschmeier
- 28 **In ständiger Bereitschaft** ④
Das Hilfskrankenhaus in Rottenburg am Neckar als früherer Modellfall eines medizinischen Großschutzraumes
Jörg Widmaier
- 34 **Der Lenninger Wappenstein** ⑤
Untersuchung und Dokumentation. Lernen in der Praxis
Yongyan Cheng/Paul Johann Seitz

▶ ARCHÄOLOGIE

- 38 **Migration? Pandemie? Klimawandel? – Südwestdeutschland im 1. Jahrhundert v. Chr.**
Das interdisziplinäre DFG-Projekt „Helvetiereinöde und Birkengipfel“
Elena Marinova/Sabine Rieckhoff/Manfred Rösch/Günther Wieland
- 46 **Citizen Science am Dreiländereck** ⑥
Das grenzüberschreitende Ehrenamtprojekt Burg Rötteln
Heiko Wagner/Andreas Haasis-Berner / Bertram Jenisch / Moritz Lange

▶ BAUFORSCHUNG

- 54 **Bauforschung untertage** ⑦
Der mittelalterliche Geiselbachkanal unter dem Esslinger Marktplatz
Markus Numberger

▶ INTERVIEW

60 **Nicht mehr auf dem Abstellgleis – Die Instandsetzung des Bahnwärterhauses in Lauffen a. N. mit Mitteln des Sonderprogramms Wohnen im Kulturdenkmal** ⑧

Interview mit Natascha Wörner, Denkmaleigentümerin, und Martin Grün, freier Architekt
Anne-Christin Schöne

▶ GUT ZU WISSEN

66 **Von Strumpfhosen und Seifenblasen**

Eine Grundschulklasse entdeckt das Werk des Architekten und Visionärs Frei Otto
Andreas Liebl

▶ ANHANG

70 **Entdeckungen aus den Archiven**

72 **Rückblick** ⑨

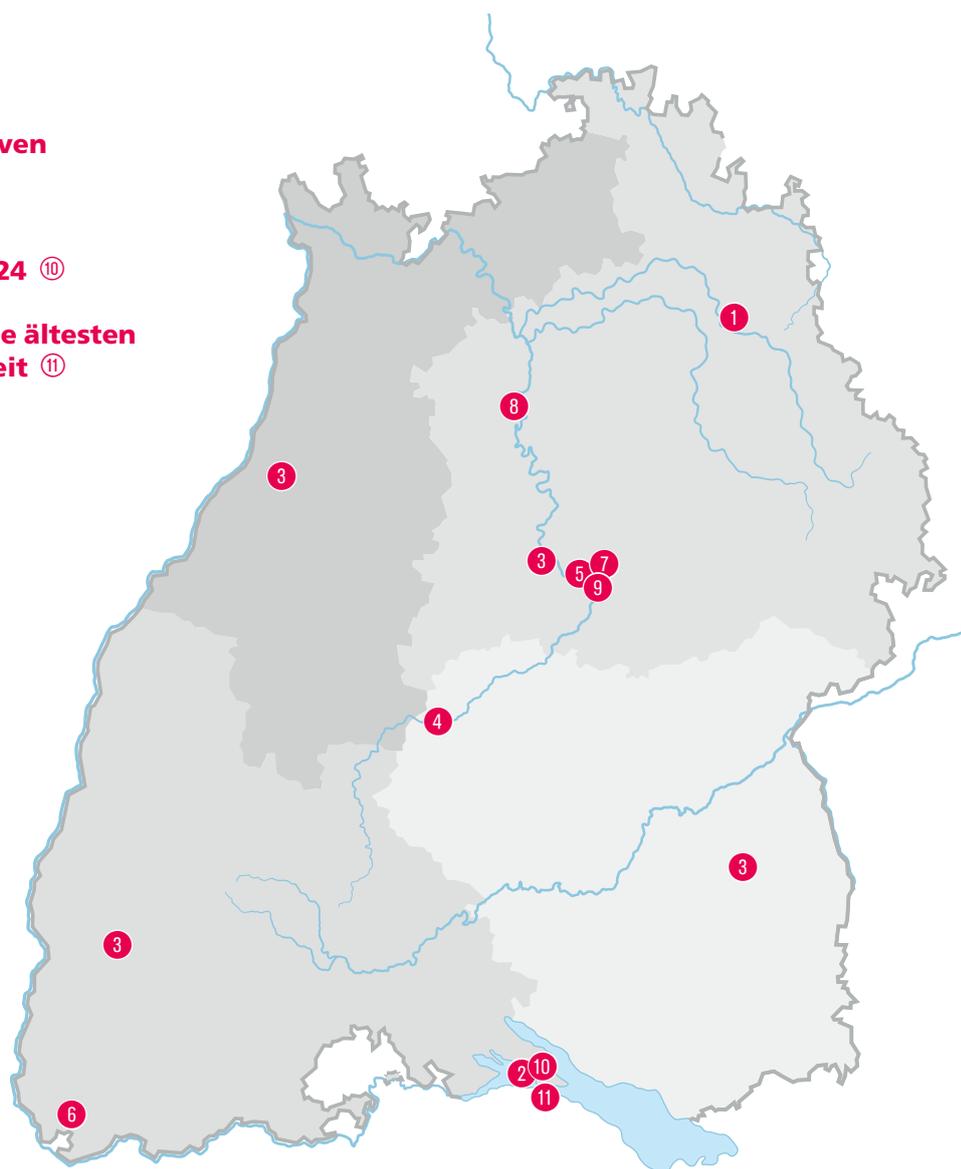
73 **Große Landesausstellung 2024** ⑩

74 **Meisterwerke der Eiszeit – die ältesten Tierskulpturen der Menschheit** ⑪

75 **THE hidden LÄND – Wir im ersten Jahrtausend**

76 **Neuerscheinungen**

77 **Personalien**



Photovoltaik in denkmalgeschützten Gesamtanlagen

Das denkmalfachliche Planungsinstrument Solarkataster am Beispiel der Gesamtanlage Langenburg

Lucas Bilitsch

Im Zuge des Klimawandels und der Energieautarkie ist der Ausbau regenerativer Energiequellen ein zentrales Ziel. Kulturdenkmale leisten hierzu alleine aufgrund ihrer im Bestand gebundenen grauen Energie einen großen Beitrag. Gleichwohl muss sich die Denkmalpflege der Herausforderung stellen, dass Kulturdenkmale einen zusätzlichen Beitrag zur Energiewende leisten sollen. Eine Möglichkeit kann die Ausrüstung von Dächern mit Solaranlagen sein, wenn sie dem jeweiligen Denkmalwert durch entsprechende Gestaltung gerecht werden. Um die Rahmenbedingungen zur Errichtung von Photovoltaikanlagen in Gesamtanlagen mit denkmalgeschütztem Straßen-, Platz- und Ortsbild auszuloten, hat das Landesamt für Denkmalpflege das Instrument des Solarkatasters entwickelt.

In den gemäß § 19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg geschützten Gesamtanlagen kam es in den letzten Monaten zu einem starken Anstieg von Genehmigungsanträgen für die Installation von Photovoltaik (PV). Der denkmalrechtliche Status der Gesamtanlage betrifft in Baden-Württemberg meist historische Ortskerne und Altstädte, bisweilen aber auch einzelne Straßen- und Platzräume, Stadtquartiere oder auch historische Kulturlandschaften, innerhalb derer einzelne Bestandteile auf besonders anschauliche Weise in einem historischen Funktionszusammenhang stehen. Die Gesamtanlagen sind in einem

denkmalfachlich definierten Geltungsbereich parzellenscharf abgegrenzt, der Schutz umfasst das überlieferte Erscheinungsbild der Gesamtanlage mit allen Bestandteilen und Merkmalen, die zu diesem Bild beitragen. Dazu können neben den einzelnen Bauwerken auch unbebaute Grundstücksflächen wie Straßen- und Platzräume oder Grün- und Freiflächen gehören. Darüber hinaus relevant sind meist auch die topografische Lage, die Stadtsilhouette oder die Dachlandschaft eines historischen Ortskerns.

Die Gesamtanlagen werden durch die Gemeinden selbst unter Schutz gestellt und im Beneh-



men mit dem Landesamt für Denkmalpflege durch Satzung erlassen. Die Landesdenkmalpflege hat 2017 alle Gesamtanlagenvorschläge und die bereits als Gesamtanlagen ausgewiesenen historischen Orts- und Stadtkerne in ihren Arbeitsheften 22 und 23 erfasst und beschrieben. Begleitend zur Ausweisung der Gesamtanlage wird ein sogenannter denkmalpflegerischer Wertepplan erstellt, der neben allgemeinen Informationen zur Ortsbaugeschichte historische Kataster- und Stadtpläne sowie historische Ansichten, vor allem aber eine würdigende Beschreibung aller überlieferten historischen Bauten und Räume enthält.

Vielfach schlossen Gestaltungssatzungen nach LBO (Landesbauordnung) PV-Anlagen auf Dächern in Gesamtanlagen bisher weitgehend aus, da diese wegen ihrer technischen Prägung und Farbgebung die für das geschützte Ortsbild wichtige historische Dachlandschaft erheblich verändern. Mit dem neuen Instrument des Solarkatasters sollen die Belange des Klimaschutzes mit den Belangen des Denkmalschutzes angemessen in Einklang gebracht werden. Die Kommunen und unteren Denkmalschutzbehörden sollen mit dem Solarkataster eine Planungsgrundlage erhalten,

zu einer aus denkmalfachlicher Sicht begründeten und planerisch abgestimmten Gesamtlösung zu gelangen, die kontrovers betrachtete Einzelfallentscheidungen vermeidet (Abb. 1). Solarkataster für Gesamtanlagen stellen somit ein informelles kommunales Planungsinstrument für den Umgang mit Photovoltaikanlagen in denkmalgeschützten Stadt- und Ortskernen dar. Eine spezifische Erarbeitung ist denkmalfachlich notwendig, weil die Gesamtanlagen höchst individuelle Eigenschaften und Qualitäten besitzen, insbesondere was die Fernsicht, Stadtsilhouette und die historische Raumbildung betrifft. Ihre Erarbeitung muss deshalb in enger fachlicher Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege erfolgen. Sie kann dabei mit einem frühzeitig einzubindenden Modul der Bürgerbeteiligung ergänzt werden, um eine stärkere Akzeptanz für die Entscheidungen in der örtlichen Einwohnerschaft zu erreichen.

Die Inhalte des Solarkatasters

Vor der Erarbeitung eines Solarkatasters müssen alle möglichen Standorte und Varianten einer quartiersbezogenen Sonnenstromerzeugung sowie einer Beteiligung an Freiflächenphotovoltaik-

1 Diskussion im Rahmen des Ortsgesprächs Solarkataster vor dem Oberen Tor in Langenburg.



2 Erste Begutachtung der Gesamtanlage Lienzingen im Hinblick auf sichtbare Dachflächen.

anlagen oder Photovoltaikanlagen auf anderen Objekten außerhalb der geschützten Flächen ausgelotet werden. Erst wenn solche Alternativen nicht in Aussicht stehen, kann ein Solarkataster weiterhelfen.

Das Solarkataster basiert auf einer städtebaulichen-denkmalfachlichen Analyse auf drei Ebenen: die Fernwirkung, die denkmalrelevanten Stadtbausteine sowie die Kernzonen. Alle Ebenen werden einzeln durch die Kommunen selbst oder Planungsbüros erarbeitet, vor Ort verifiziert und anschließend überlagert (Abb. 2). Die abschließende Bewertung in Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege stellt die Empfehlung für den denkmalfachlichen Umgang mit Photovoltaikanlagen in einer Gesamtanlage dar.

Fernwirkung

Die Fernwirkung wird in einem ersten Schritt ermittelt, wobei alle besonders relevanten Fernsichten auf die Gesamtanlagen berücksichtigt werden. Als „besonders relevant“ können hier sowohl historisch bedeutende Ansichten, aber auch touristisch herausragende Postkartenansichten oder stark frequentierte Blickpunkte, wie ein Blick von der Burg, ein im Umfeld der Stadt befindlicher Aussichtspunkt oder ein Blick von der Haupteinfallsstraße, gelten (Abb. 3). Fernsichten sind stark von der topografischen Lage und kulturlandschaftlichen Einbettung der Städte und Dörfer abhängig, weshalb sie in den jeweiligen Gesamtanlagen unterschiedlich zur Wirkung kommen. Während einige Orte von umliegenden,

oft höher gelegenen Hängen oder einer nahe am Ort thronenden Burg aus nahezu allen Himmelsrichtungen einsehbar sind, liegen andere selbst erhöht auf einer Spornlage und prägen die Landschaft weithin sichtbar mit ihrer Silhouette. Im nächsten Analyseschritt werden alle Dachflächen erfasst, die in den relevanten Fernsichten wenig in Erscheinung treten.

Stadtbausteine

Die Stadtbausteine als stadträumlich besonders herausragende, raumprägende bzw. in den historischen Stadtraum ausstrahlende Bauten werden im zweiten Analyseschritt betrachtet (zum Beispiel Schloss, Stadtkirche, Rathaus, Zehntscheune, Stadtbefestigung etc.). In der Regel handelt es sich hierbei um Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung (gemäß § 12 bzw. § 28 Denkmalschutzgesetz), die in Baden-Württemberg durch ein gesondertes Eintragungsverfahren als solche ausgewiesen werden und damit einer verstärkten Schutzkulisse unterliegen. Sollte die betreffende Dachfläche weder in der Fernsicht in Erscheinung treten noch Bestandteil eines Stadtbausteins sein, folgt die Prüfung, ob sie als Träger einer Solaranlage infrage kommt, in einem dritten Schritt.

Kernzonen

Kernzonen sind Bereiche, die für das historische Ortsbild und die Ablesbarkeit des Funktionszusammenhangs der wichtigsten Bereiche des öffentlichen Raums besondere Relevanz besitzen. Sie sind die repräsentativen, historisch hochwertigen und anschaulich überlieferten „Schauräume“, die sich gegenüber den zwar strukturell notwendigen, aber im Bild der Stadt untergeordneten Stadträumen herausheben (Abb. 4). Die Definition der Kernzonen orientiert sich an der Dichte der erhaltenswerten historischen Bausubstanz. Als Bewertungsgrundlage gilt gegebenenfalls der oben beschriebene denkmalflegerische Wertepplan. Dabei ist ebenso die historische Bedeutung der jeweiligen Areale für die Stadtbaugeschichte und Stadtbaustruktur zu berücksichtigen. In den Kernzonen wird die Einsehbarkeit einer Solaranlage aus dem öffentlichen Raum (besonders Straßen und Plätze) und die möglicherweise daraus

3 Eindrucksvolle Dachlandschaft der Stadt Schwäbisch Gmünd vom Aussichtspunkt Zeiselberg.



entstehende Beeinträchtigung bewertet. Kernzonen sind somit für die Überlieferung des historischen Ortsbilds wesentliche Bereiche, die in enger Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege erfasst und kartografisch im Solarkataster dargestellt werden. Außerhalb der Kernzonen sowie an nicht unmittelbar einsehbaren rückwärtigen bzw. seitlichen Dachflächen der die Kernzone begleitenden Gebäude ist die Errichtung von Solaranlagen in der Regel möglich.

Darstellung im Solarkataster

Die Ergebnisse der Analyse in drei Schritten werden jeweils kartiert und abschließend in einer Ergebniskarte zusammengeführt. Alle Flächen, auf denen eine Errichtung von Solarenergie nach Analyse der Fernwirkung, der Stadtbausteine und der Kernzonen möglich ist, werden grün, die Stadtbausteine und Kernzonen blau gekennzeichnet. Weil Materialität und Farbgebung der Photovoltaikanlagen von entscheidender Bedeutung für die Gesamtwirkung und die Denkmal-

verträglichkeit in den historischen Stadtkernen ist, beinhaltet das Solarkataster neben der Ausweisung geeigneter Standorte auch allgemeine Gestaltungsziele. Dies sind Vorgaben zur Gestaltung der Solaranlagen, die ein möglichst gutes Einfügen in die meist homogenen Dachlandschaften der Altstädte gewährleisten sollen. Aus denkmalfachlicher Sicht ist es wichtig, dass die aufgesetzten Solarelemente einen Abstand von den Dachkanten halten, um das Dach in seiner Kontur noch ablesbar zu belassen. Die Solaranlage sollte

4 Herleitung der Kernzonen am Beispiel der Gesamtanlage Beuren, erstellt durch Städtebaureferendare.



Rathaus



Linsenhofener Straße



Backhaus



Linsenhofener Straße



Pfarrhaus und Hakengehöft



Linsenhofener Straße



Pfarrhaus und Hakengehöft



Pfarrscheune im Pfarrhof



5 Südliche Stadtansicht Langenburgs mit charakteristischer Spornlage.

in einer zusammenhängenden Fläche installiert werden, sich farblich weitgehend an die Farbe der Dacheindeckung anpassen und eine matte Oberfläche aufweisen, um ein möglichst ruhiges Erscheinungsbild zu erzielen. Solarziegel bieten sich als neue Alternative an. Besondere Gestaltungskriterien können nach Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege in das Solarkataster aufgenommen werden.

Das Pilotprojekt Langenburg

Um die Bewertungskriterien des neuen Instruments zu überprüfen, hat das Landesamt für Denkmalpflege in einem Pilotprojekt ein Solarkataster für die ehemalige hohenlohische Residenzstadt Langenburg erarbeitet. Langenburg liegt 20 km nördlich der Kreisstadt Schwäbisch Hall auf einem nach Westen vorgeschobenen Muschelkalksporn der Hohenloher Ebene. Im Süden und Westen fällt der Bergvorsprung steil in das circa 140 m tiefer gelegene Jagsttal ab. Gegen Osten steigt das leicht wellige Gelände stetig an, in diese Himmelsrichtung hat sich die Stadt in mehreren Erweiterungsbauphasen fächerförmig ausge-

6 Giebelständige Bebauung entlang der stadtbildprägenden Hauptstraße.



breitet. Seit dem Jahr 1990 ist die Stadt als Gesamtanlage gemäß § 19 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg ausgewiesen.

Die Fernansicht Langenburgs wird vom unbebauten Südhang des Bergsporns geprägt, der gleichsam wie ein grüner Sockel für die auf dem Berg Rücken liegende Stadt wirkt (Abb. 5). Die Stadtsilhouette ist geformt von den wichtigen historischen Funktionsgebäuden der Stadt, die aufgrund ihrer Höhe und Kubatur als Solitäre besonders deutlich in Erscheinung treten. Neben der Stadtkirche sind dies der sogenannte Witwenbau mit Renaissance-Stufengiebel und steinsichtiger Fassade sowie der sogenannte Pulverturm, im Kern Bestandteil der spätmittelalterlichen Stadtbefestigung. Einen Sonderstatus besitzt der Schlosskomplex, der schon ob seiner Größe, Gestaltung und Lage als westlicher Abschluss der Stadt besonders hervortritt. Das Ensemble aus Amtsgericht und Amtsgerichtsgefängnis wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts als städtebaulich wirksamer Gegenpol zum Schloss errichtet. Zwischen den weit hin sichtbaren Dächern dieser wichtigen öffentlichen Gebäude reihen sich die teils großen Dachflächen der Wohn- und Geschäftsgebäude über der südlichen Stadtbefestigung ein. Aus dieser Richtung gesehen führen Photovoltaikanlagen gerade bei den traufständigen Gebäuden zu einer erheblichen Beeinträchtigung der geschützten Stadtansicht und sind deshalb nur unter bestimmten Gestaltungsvoraussetzungen möglich.

Als Stadtbausteine heben sich in Langenburg die wichtigsten öffentlichen Gebäude wie das fürstliche Residenzschloss mit Ökonomiebauten, die Stadtkirche, der gräfliche Witwenbau, das Rathaus, das Obere Tor sowie das Amtsgericht ab. Die ab 1610 entstandene Stadtmauer ist an der Nordseite sowie an der Südostflanke lückenlos erhalten und bildet ein weiteres wesentliches stadtbildprägendes Element der Gesamtanlage. Im Norden ist sie in der Höhe reduziert und von der Hinteren Gasse aus mit Wirtschaftsgebäuden überbaut worden. Die Überformung der Verteidi-



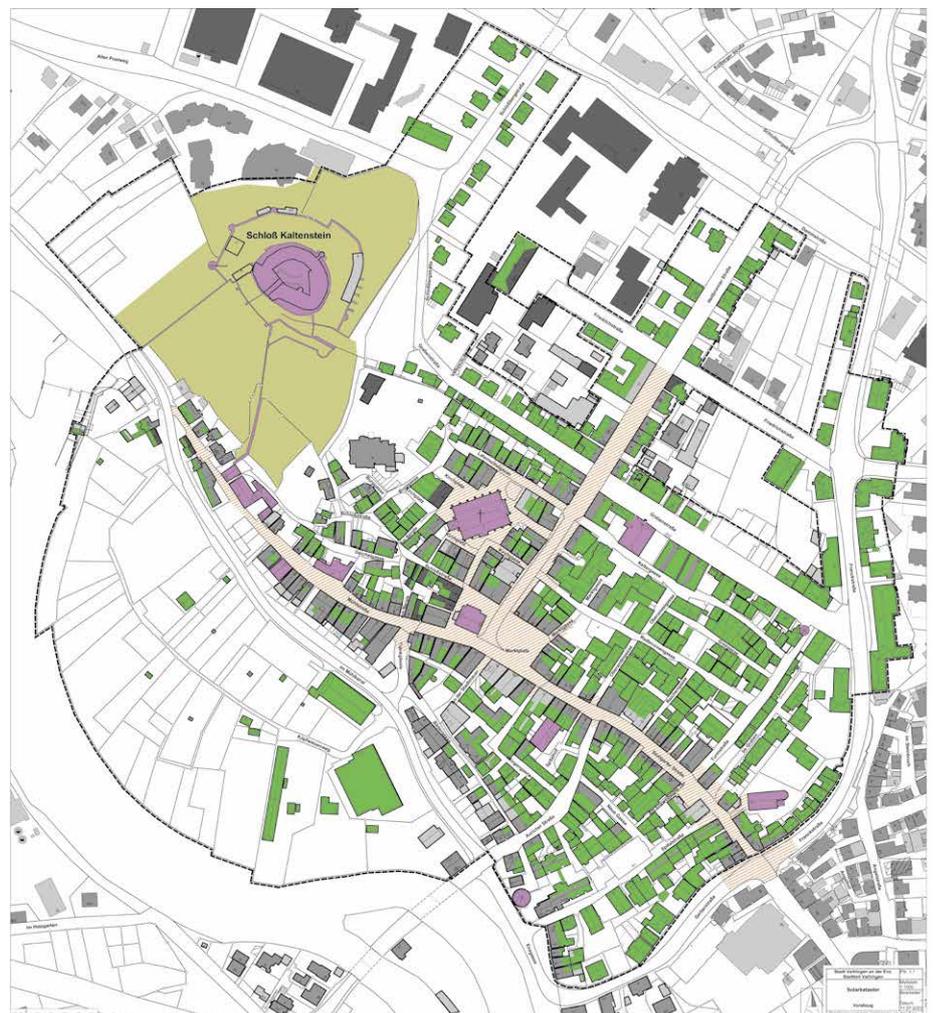
gungsanlagen kündigt einerseits vom bereits Ende des 17. Jahrhunderts einsetzenden Rückgang einer feindlichen Bedrohung, andererseits vom Bedarf an überbaubaren Flächen im aufstrebenden Residenzstädtchen, der eine Verdichtung der Bebauung im Kernbereich der Stadt und die Nutzung jedes sich neu bietenden Baugrunds nach sich zog. Die ehemals steile südliche Zufahrt, der am Marktplatz in die Hauptstraße einmündende Kronenbuck, verlor an Bedeutung, das dort gelegene Untere Tor wurde abgebrochen. So ist heute nur das Obere Tor als Stadttor erhalten, es markiert den Übergang vom ummauerten Kernbereich zur Vorstadt. Die Stadtbausteine wurden in der Kartierung entsprechend blau markiert und sind in der Regel von der Photovoltaiknutzung ausgeschlossen.

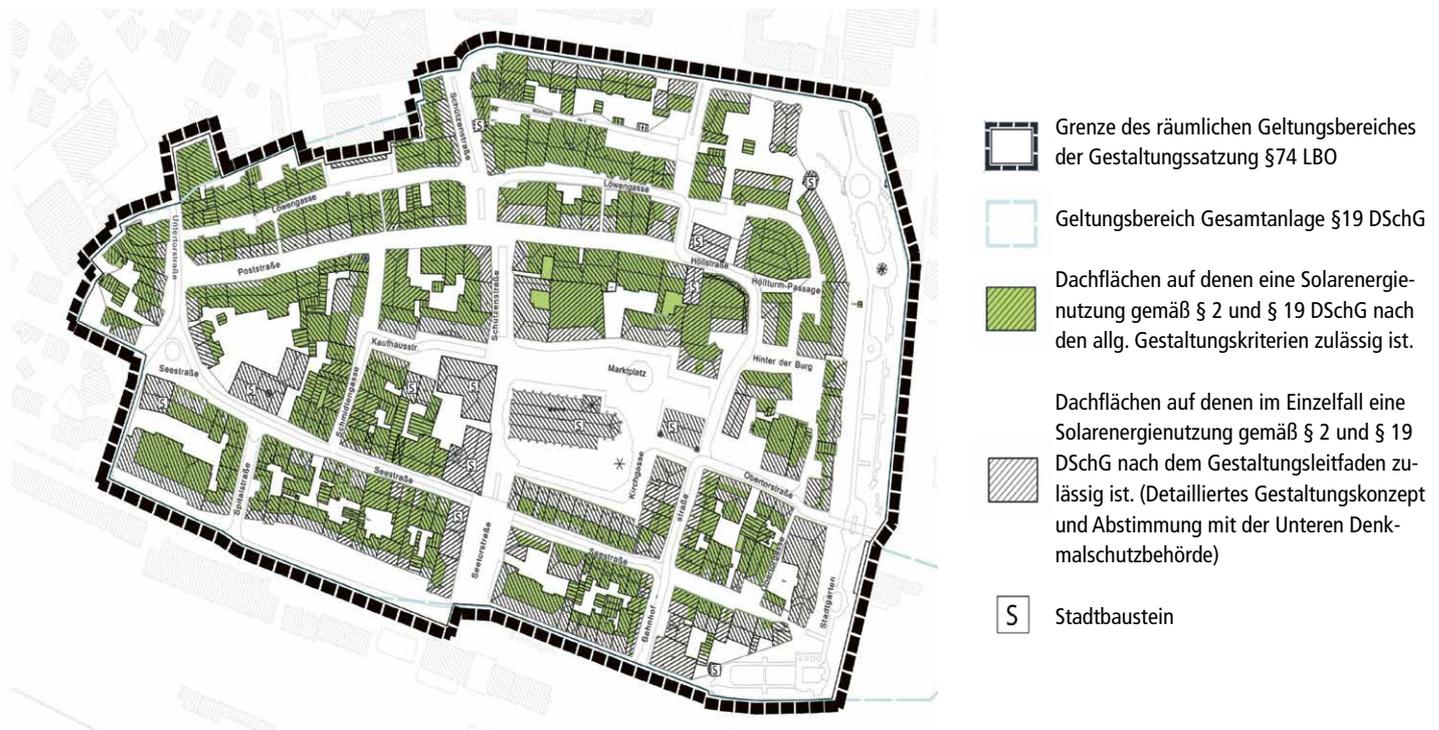
Zur Ermittlung der Kernzonen wurde der denkmalpflegerische Werteplan als Grundlage verwendet. Die Hauptstraße als östliche Zufahrtstraße führt durch das Obere Tor hindurch in die Kernstadt, sie bildet die zentrale Achse Langenburgs. Entlang der Hauptstraße ist eine große Dichte an Kulturdenkmalen und erhaltenswerten Gebäuden festzustellen. Innerhalb der Ummauerung sind die entlang der Hauptstraße meist über massivem Erdgeschoss in Fachwerk errichteten zweigeschossigen, überwiegend giebelständigen Bauten stadtbildprägend. Die Hauptstraße diente deshalb auch als Motiv für eine Vielzahl historischer Postkarten und erfüllt damit, zusammen mit der wichtigen historischen Funktion, der herausragenden Denkmaldichte und als überregional bekannte Fachwerkstraße zweifelsohne die Kriterien einer Kernzone (Abb. 6). Eine zweite

Kernzone bildet der stadtbildprägende Bereich um das Obere Tor. Der Gebäudekomplex mit Turm, Tor(haus) und Wächterhaus vermittelt anschaulich die funktionalen Zusammenhänge am einzig erhaltenen Stadttor. Als Abschluss der Kernstadt und Übergang zur Vorstadt ist die Sachgesamtheit stadtbauhistorisches und forifikatorisches Dokument in einem außergewöhnlich guten Erhaltungszustand und mit hoher stadtbildprägender Wirkung. Eine dritte Kernzone bildet der sowohl stadthistorisch als auch

7 Entwurf Solarkataster Langenburg.

8 Beispiel Solarkataster Vaihingen an der Enz.





9 Entwurf Solarkataster Radolfzell. Das Satzungsverfahren der Änderung der Gestaltungssatzung zum Schutz der historischen Altstadt ist noch nicht abgeschlossen.

stadträumlich wichtige Bereich um die Schlossgebäude. Entlang der Kernzonen sind Photovoltaikanlagen nur in straßenabgewandten, nicht einseharen Bereichen und unter Berücksichtigung von Gestaltungsvorgaben möglich.

Nach Überlagerung der Ergebnisse der drei Analyseschritte mit Begehung vor Ort ist für Langenburg ein Solarkataster entstanden, welches eine Vielzahl an Möglichkeiten für die Solarnutzung in der Altstadt zulässt, ohne die einzigartige innere und äußere Stadtansicht in erheblichem Maße zu beeinträchtigen. Alle Flächen, auf denen eine Solarenergienutzung möglich ist, werden im Plan grün gekennzeichnet (Abb. 7). Auch nach einer teilflächenscharf vorgenommenen Standortsuche ist die Gestaltung und technische Ausführung der Photovoltaikanlagen von entscheidender Bedeutung und muss wie der Substanzschutz hochwertiger Dachwerke und historischer Dacheindeckungen im Einzelfall geprüft werden.

Das Solarkataster wurde sowohl bei einer Bürgerbeteiligung als auch bei einem Ortsgespräch mit Experten wie Stadtplanern und kommunalen Interessenvertretern durch das Landesamt für Denkmalpflege präsentiert und gemeinsam diskutiert. Im Rahmen der Bürgerbeteiligung hat sich ein überwiegend positives Bild gegenüber dem Solarkataster sowie ein großes räumliches und historisches Verständnis der Bewohner für ihre Stadt gezeigt. Eine nachvollziehbare Beschreibung der Bewertungskriterien mit Raum für Diskussionen steigert darüber hinaus die Akzeptanz des Instruments in der Bevölkerung und erleichtert im späteren Schritt die Umsetzung.

Status quo

Ob die konkrete Umsetzung des Solarkatasters als rechtliches Instrument beispielsweise als Satzung oder als rein informelles Gutachten betrachtet wird, bleibt der kommunalen Planungshoheit überlassen. Seit der ersten Vorstellung des Pilotprojekts Langenburg im Rahmen eines Ortsgesprächs im Juli 2022 hat sich inzwischen eine Vielzahl von Kommunen für die Erstellung eines solchen Solarkatasters entschieden. Einige sind bereits fertiggestellt und werden als Bewertungsgrundlage bei Photovoltaikanträgen genutzt. Ob das Kataster mithilfe eines externen Planungsbüros oder in Eigenregie erstellt wird, hängt von den personellen Kapazitäten in den Kommunen ab. In jedem Fall muss die Entwicklung des Katasters in enger Abstimmung mit dem Landesamt für Denkmalpflege erfolgen. In der Regel werden bei einem Auftakttermin die Idee und die Bewertungskriterien des Solarkatasters erläutert und anschließend im Rahmen einer Vorortbegehung an konkreten Beispielen in der Stadt diskutiert. Dabei sind die Bewertungskriterien hinsichtlich Kernzonen und Stadtbausteinen bei den unterschiedlichen Gesamtanlagen oft sehr ähnlich. Je nach historischer Ortstruktur und Stadtbaugeschichte werden die Kernzonen durch Plätze und wichtige Verkehrsachsen gebildet. Eine giebelständige Ausrichtung der straßenbegleitenden Bebauung ermöglicht dann oftmals die Belegung der hinteren Dachhälften, sodass diese in Richtung Kernzone nicht einsehbar sind. Bei traufständig angeordneten Gebäuden hängt die Belegung stark von der Ausrichtung der Gebäude ab, oftmals lässt sich eine Photovoltaiknutzung aber an der straßenabgewandten Dach-

seite umsetzen. Die Stadtbausteine beschränken sich in der Regel auf das Rathaus, im Ort befindliche Kirchen, Speicherbauten, Schulgebäude, Schlossanlagen oder Stadtbefestigungen. Das komplexeste Kriterium im Rahmen der Katasterdarstellung stellt zweifelsohne die Fernsicht dar. Oftmals befinden sich die Gesamtanlagen in Talanlagen und sind damit von einer Vielzahl der umliegenden Hänge und Aussichtspunkte einsehbar. Die Sicht von unmittelbar an den Ortskern anschließenden, meist erhöht liegenden Befestigungsanlagen ist hoch relevant für den Blick über die Altstädte, führen durch die Nähe und freigestellte Situation jedoch aus denkmalfachlicher Sicht oft zu einem hohen Ausschluss an geeigneten Dachflächen.

Ausblick

Die Zukunft wird zeigen, ob mit der technischen Weiterentwicklung von Photovoltaikanlagen Kompensationsmöglichkeiten bestehen bzw. neuere Entwicklungen wie denkmalgerechte Solarziegel zu einer Verminderung des Eingriffs in das historische Stadtbild führen. Die Gesamtanlagen weisen damit, wie die gesamte baden-württembergische Denkmallandschaft, eine große Vielfalt auf, was bei den Solarkatastern, insbesondere

beim Kriterium der Fernsicht, berücksichtigt werden muss. Die bisher erarbeiteten Solarkataster zeigen jedoch, dass mithilfe dieses Instruments sowohl für ländliche als auch städtische Gesamtanlagen gute Lösungen gefunden werden können, die die Belange des Klimaschutzes mit den Belangen des Denkmalschutzes angemessen in Einklang bringen (Abb. 8, 9). Mit dem Instrument Solarkataster bietet das Landesamt für Denkmalpflege den Kommunen in Baden-Württemberg einen planerischen Baukasten an, der in viele Richtungen offen ist und von den Verantwortlichen vor Ort individuell an das Schutzgut mit seinen örtlichen Spezifikationen angepasst werden kann. Die Rückmeldung der Kommunen, die bereits Solarkataster verwenden, ist insgesamt sehr positiv, da die Kataster neben einer fachlich erarbeiteten Bewertungsgrundlage auch zu einer deutlichen Verringerung des Verwaltungsaufwands führen. Bei den Solarkatastern handelt es sich um einen Diskussionsbeitrag, wie zwischen dem hochwertigen öffentlichen Interesse des Gesamtanlagenschutzes und dem notwendigen Einsatz regenerativer Energien vermittelt werden kann. Beide Belange sind wichtig, beide Interessen sollen wohlüberlegt zu ihrem Recht kommen. ◀

Literatur

Landesamt für Denkmalpflege, Broschüre Projektarbeit: Beuren zwischen Denkmal & Klimaschutz. Solarkataster // Prüfung Verträglichkeit von Photovoltaikanlagen in der Gesamtanlage Beuren, erstellt durch B. Haberzettl, A. Kübler und K. Ludwig, Esslingen 2022.

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.): Historische Ortskerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg, in: Arbeitshefte Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Band 23, Stuttgart 2017.

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.): Historische Stadtkerne. Gesamtanlagen in Baden-

Württemberg, in: Arbeitshefte Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Band 22, Stuttgart 2017.

Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hrsg.): Denkmalpflegerischer Werteplan Gesamtanlage Langenburg, Esslingen 2008.

Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg (Hrsg.), Ortskernatlas Baden-Württemberg, Stadt Langenburg, Stadt Schrozberg (Stadtteil Bartenstein), Landkreis Schwäbisch Hall, Stuttgart 1996.

Praktischer Hinweis:

Vortrag zum Planungsinstrument Solarkataster in der Reihe DenkMal am Mittwoch, am 8. 5. 2024

<https://www.denkmalpflege-bw.de/service/veranstaltungskalender/veranstaltung/denkmal-am-mittwoch-5-2024-planungsinstrument-solarkataster-photovoltaik-in-denkmalsgeschuetzten-gesamtanlagen>

Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD, Uli Regenscheit; 2, 6 RPS-LAD, Martin Hahn; 3 RPS-LAD, Andreas Dubslaff; 4 RPS-LAD, Broschüre Solarkataster Beuren; 5 RPS-LAD, Lucas Bilitsch; 7 Stadt Langenburg; 8 Stadt Vaihingen an der Enz, Stadtplanungsamt; 9 Stadt Radolfzell, erstellt durch Planstatt Senner

„Auf Augenhöhe ...“

Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zu einem außergewöhnlichen Glasfragment auf der Reichenau

Jochen Gätjen/Dörthe Jakobs/Bertram Jenisch/Dunja Kielmann/
Sandra Kriszt/Andreas Kronz/Daniel Parello

Wie entsteht ein Diskurs über eine gerade mal 63 × 37 mm große Glasscherbe? Indem eine Kunsthistorikerin und ein Kunsthistoriker sich über ihre Meinungsverschiedenheiten austauschen und in der Folge immer mehr Fachdisziplinen in die Fragestellung mit einbinden. Rund 50 Jahre nach den Ausgrabungen in St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell durch Wolfgang Erdmann stießen Mitarbeiter des Landesamts für Denkmalpflege im Rahmen einer Sichtung des Fundmaterials auf ein bemaltes Glasfragment, das aufgrund seiner Einzigartigkeit Rätsel aufgab.

Ein Glasfragment – Auslöser der Recherchen

Bei dem Glasfragment handelt es sich um das Bruchstück eines Gesichts, auf dem ein Auge, Brauen, Stirn und Haare zu sehen sind (Abb. 1 und 2). Dieser singuläre Fund führte bald zu einer intensiven Auseinandersetzung über die zeitliche Einordnung der Scherbe. Könnte die erst jüngst im Rahmen eines DFG-Projekts revidierte Baugeschichte der Kirche in Niederzell hierfür vielleicht weitere Informationen bereitstellen? Wie ließen sich die rein stilistisch begründeten unterschiedlichen Positionen der beteiligten Kunsthistoriker, die einerseits für eine Frühdatierung um 1000, andererseits für eine Datierung des Köpfchens erst kurz nach 1300 eintraten, zusammenführen? Könnten naturwissenschaftliche Untersuchungs-

methoden dazu beitragen, einer annähernden Datierung dieses Glasfragmentes auf die Spur zu kommen? Die chemische Zusammensetzung von Glas vermag zwar ungefähre Anhaltspunkte über dessen Herstellungszeit zu geben, da sich die Rezeptur im Laufe des Mittelalters änderte, aber wer konnte hier weiterhelfen? Anlass genug für die Einbindung einer Restauratorin für Glasmalerei, die den entscheidenden Hinweis auf die Glasforschungen des Geowissenschaftlichen Zentrums der Universität Göttingen gab. Mit der Kontaktaufnahme und dem Transport des fragilen Fundstücks nach Göttingen startete die folgende Kriminalgeschichte, eine Spurensuche, die durch das Zusammenfügen von vielen Mosaiksteinchen verschiedener Fachdisziplinen zu spannenden Ergebnissen geführt hat.



Die Fundumstände – Probleme einer Altgrabung

Die ehemalige Stiftskirche St. Peter und Paul befindet sich in Niederzell, einem eigenständigen Ort im Nordwesten der Insel Reichenau, der zeitweise durch eine Flachwasserzone von der Hauptinsel getrennt war. Die Stiftung einer ursprünglich dem hl. Petrus geweihten Kirche geht auf Bischof Eginon von Verona zurück, der den Bau 795/800 errichten ließ. Im 12. Jahrhundert wurde das über lange Zeit gewachsene Baugeschloß abgebrochen und durch einen Neubau ersetzt. Die heute noch bestehende Kirche präsentiert sich als querhauslose Basilika mit einer Vorhalle im Westen sowie zwei Türmen im Osten. Ausgelöst durch notwendige Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten an dem durch Feuchtigkeit geschädigten Kirchenbau sowie dem Einbau einer Fußbodenheizung, kam es von 1970 bis 1977 zu einer Rettungsgrabung durch das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg. Die archäologischen und bauhistorischen Untersuchungen unter der Leitung von Wolfgang Erdmann schufen die Basis für die intensive Beschäftigung mit dem Niederzeller Kirchenbau. Die Teilergebnisse der Untersuchungen wurden

in mehreren Vorberichten publiziert. Eine abschließende Auswertung der Grabungsergebnisse erfolgte jedoch erst im Rahmen einer Neubewertung in den Jahren 2019 bis 2021 (vgl. Nachrichtenblatt 50/4, 2021). Aufgrund des Abtrags der Erdschichten in Quadranten ist eine feinstratigraphische Zuordnung des Fundmaterials zu eindeutigen Schichten nicht möglich. Das uns hier interessierende Glasfragment wurde in der nördlichen Sakristei geborgen und war in einen frühneuzeitlichen Bauhorizont eingebettet.

Das Fundstück – Beschreibung des Glasfragments

Erhalten hat sich die obere Hälfte eines Gesichts mit rechtem Auge, kräftig geschwungenen Brauen, Stirn mit Locken und seitlichen Haarstrahlen. Von der linken Augenpartie ist hingegen nur ein kleiner Teil der Braue vorhanden. Die untere Hälfte des Gesichts von der Nasenwurzel abwärts fehlt. Das Gesicht ist nach links gewendet, der Blick leicht nach oben gerichtet. Das Glasfragment besteht aus bräunlich grünem Glas, das neben einigen Bruchkanten Kröselspuren einer bearbeiteten Glaskante aufweist, wie sie bei Glasstücken in Bleiverglasungen für Kirchenfen-

1 Reichenauer Glasköpfchen. Der originale Glasfarbton ist durch die rückseitige Glaskorrosion verändert.



2 Reichenauer Glasköpfchen. Im Auflicht sind die Hauptkonturen und Halbtöne gut erkennbar.

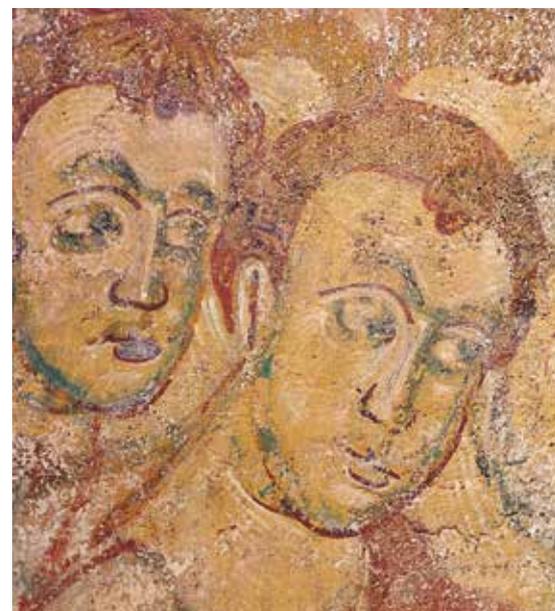
ter üblich sind. Der gerade, gekröselte Haarabschluss lässt auf eine Kopfbedeckung wie Krone, Mitra oder Ähnliches schließen (Abb. 1 und 2). Die vorderseitig eingebrannte Glasmalerei wurde in zwei verschiedenen Arbeitsschritten aufgebracht. Bei genauem Hinsehen ist eine Vorzeichnung mit dünnem Halbton sowohl an der Stirnfalte als auch an den Untermalungen des Auges erkennbar. Die Hauptkonturen sind hingegen in einem dunkelbraunen Schwarzlot ausgeführt. Die schwungvolle und sichere Pinselführung in unterschiedlichen Pinselstärken deutet auf einen geübten Glasmaler hin. Die Größe des Gesichtsausschnitts lässt auf eine einstmals circa 50–60 cm hohe Standfigur oder auf eine Figur als Teil einer größeren szenischen Darstellung schließen. Rückseitig (ehemals auf der Außenseite des Fensters) zeigt das Glasfragment eine komplett korrodierte Oberfläche, vorderseitig ist es dagegen, von einigen Kratzspuren abgesehen, gut erhalten.

Probleme der kunstgeschichtlichen Einordnung – ottonisch, romanisch oder gotisch?

Das Bruchstück eines männlichen Kopfes ist einer der wenigen Belege für die Existenz mittelalterlicher Glasmalerei auf der Reichenau. Dass auf der Bodenseeinsel neben der Buchmalerei auch die Kunst farbiger Fensterverglasung schon früh in Blüte stand, belegt ein vermutlich von Abt Warin von Corvey verfasster Brief aus dem Jahr 839, in dem dieser den Abt der Reichenau, Walafrid Strabo, um die Überlassung eines »vitrearius Matheus« bittet, um die Mönche in der Kunst zu unterrichten, schöne Fenster herzustellen. Auch die lange Zeit als »Smaragd Karls des Großen« geschätzte Glasplatte in der Schatzkammer des Münsters in Mittelzell, ein nahezu 14 kg schweres Stück grünen Glasflusses, könnte einen Hinweis darauf geben, dass dort bereits zu einem frühen Zeitpunkt Glasverarbeitung bekannt war. Angesichts dieser historisch wie topografisch auf-

3 Reichenau-Oberzell, St. Georg, Apostelköpfe aus der Bildszene der Heilung des Aussätzigen auf der Südwand, zweite Hälfte 10. Jahrhundert.

geladenen Fundumgebung stand daher zunächst die berechtigte Frage im Raum, ob nicht auch das Niederzeller Fundstück aus der Frühzeit monastischen Lebens auf der Reichenau stammen könnte. Ein Vergleich mit den gut dokumentierten Apostelköpfen der Reichenauer Wandmalereien von St. Georg aus dem letzten Viertel des 10. Jahrhunderts schien auf den ersten Blick stichhaltig (Abb. 3). Waren die im Auflicht sichtbaren und in die hohe Stirn fallenden Locken der Glasmalerei nicht mit den auffallenden Löckchen der Apostelköpfe in der Bildszene der Heilung des Aussätzigen zu vergleichen? Auch die präzise und unterschiedlich stark gezeichneten Bögen über den Augen sowie das Absetzen der Augenbraue vom Lidstrich, vor allem aber die über die ganze Stirn schwungvoll verlaufende Stirnfalte erinnerte stark an die Wandmalereien. Die als Pseudo-Verdaccio gemalten Schatten um die Augen der Apostel in der Wandmalerei schienen sich in der transparenter gemalten Umrandung der Augen in der Glasmalerei zu spiegeln. Allerdings wurde in der Diskussion der Einwand erhoben, dass diese im Halbton aufgetragenen Motivdetails lediglich im Auflicht markant hervortreten, in dem für Glasmalereien maßgeblichen Durchlicht sind sie hingegen nur als zarte Schatten wahrnehmbar. Wie stark sich die im Auflicht



zu beobachtende Wirkung der Glasmalerei verändert, zeigen die verschiedenen Aufnahmen (Abb. 1 und 2). Doch auch die Wandmalereien präsentieren sich heute aufgrund vorhandener Malerschichtverluste nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustand. Denn die feine schwarze Kontur der Augen ist dort größtenteils verloren und es dominieren die grünen Schatten, womit die Augen ihrer ursprünglichen Form beraubt sind und vermeintlich größer erscheinen.

Ein Vergleich mit dem stilistisch datierbaren Glasköpfchen aus dem Münster zu Schwarzach, heute im Badischen Landesmuseum Karlsruhe, das sich gut an die Werke der Reichenauer Buchmalerei aus der Zeit um die Jahrtausendwende anbinden lässt, führte jedoch auch nicht weiter. Weder in der Gesichtszeichnung noch bezüglich der materiellen Beschaffenheit des Glases zeigten sich Gemeinsamkeiten mit unserem Fragment. Dieses wenig zufriedenstellende Ergebnis zwang dazu, die Frühdatierung erst einmal hintenanzustellen und den Blickwinkel auf jüngere Vergleichsbeispiele auszuweiten.

Bedauerlicherweise reichen die für einen stilistischen Abgleich zur Verfügung stehenden Glasmalereien in der Bodenseeregion zeitlich nicht wesentlich über das frühe 14. Jahrhundert zurück. In der Buchmalerei zählen die Manesse-Handschrift oder das St. Katharinentaler Graduale

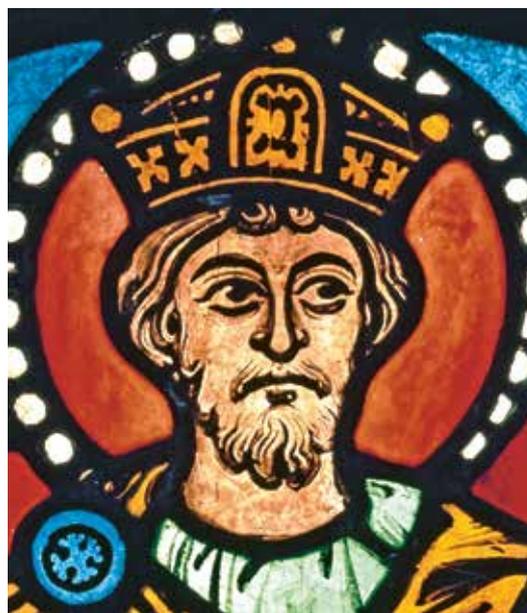
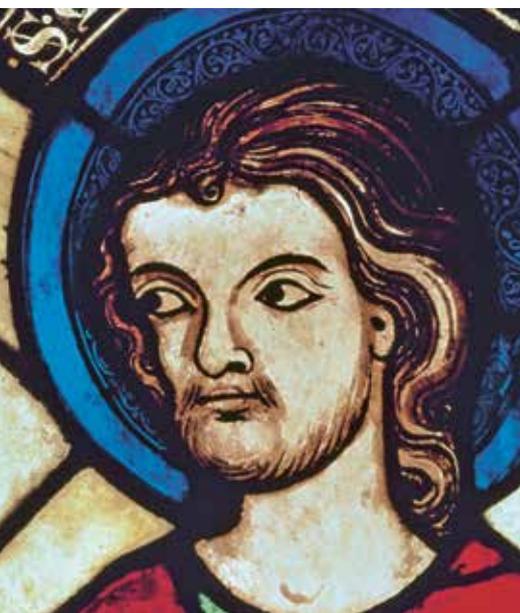
zu den bekanntesten Kunstschöpfungen dieser Region. Ein Charakteristikum dieses Stils sind die seitlich kräftig gebauschten Haarsträhnen, wie sie sich auch in unserem Köpfchen wiederfinden; auch die mandelförmige Lidform und der elegant darübergespannte Bogen der Augenbraue mögen an die Figuren im Kodex Manesse mit ihren sprechenden Blicken erinnern. Eine solche Stilauffassung wirkt selbst noch in den Langhausfenstern des Freiburger Münsters aus dem vierten und fünften Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts nach (Abb. 4).

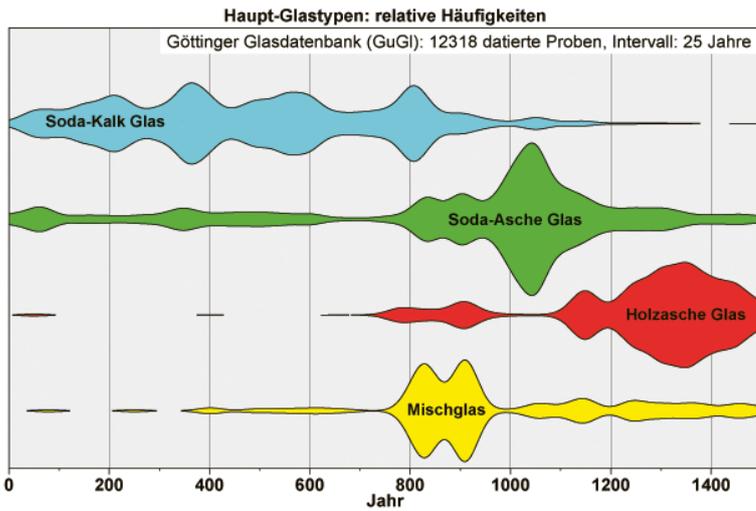
Dass die strengere Linienführung und die kräftigen Brauen jedoch auch auf eine frühere Entstehung des Köpfchens hindeuten könnten, zeigt eine Gegenüberstellung mit den Köpfen des Wurzel-Jesse-Fensters aus dem Chor des romanischen Freiburger Münsters, das gegen 1220/30 wohl in einer Straßburger Werkstatt oder deren Filialion geschaffen wurde (Abb. 5). Auch hier sind die Gesichter von kräftigen Haarsträhnen in Verbindung mit dem stilisierten Lockenpaar über der Stirn eingefasst. Und schließlich lässt sich bei der Suche nach überregionalen Vergleichen zeitlich noch weiter zurückschreiten: Auch die ältesten in situ erhaltenen Glasmalereien, die im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts entstandenen Augsburger Propheten (Abb. 6), weisen mit den feinen, parallel geführten Haarsträhnen, der Angabe von

4 Apostel Matthias im Endinger-Chörlein des Freiburger Münsters. Kopfdetail. Freiburg, um 1320.

5 König Salomo aus dem Wurzel-Jesse-Fenster des Freiburger Münsters. Kopfdetail. Straßburg(?), um 1220/30.

6 Prophet Daniel in einem Obergadenfenster des Augsburger Doms. Kopfdetail. Schwaben, zweites Viertel 12. Jahrhundert.





7 Relative Häufigkeit der Hauptglastypen im Verlauf der Geschichte von der Zeitwende bis 1500 aus Europa, Vorderasien und Nordafrika.

Stirnfalten, den kräftigen und von einem Halbton begleiteten Brauen sowie der in dünnen Linien angedeuteten, vom Nasenrücken zur Stirn hochgezogenen Nasenwurzel vergleichbare Merkmale auf. Einzig die großen beschwörenden Augen der Propheten finden sich im Reichenauer Fragment nicht wieder.

Obschon sich die Beteiligten auf diese Weise dem Gegenstand schrittweise annäherten, war dem Problem allein mit stilkritischen Methoden nicht beizukommen, da das Kopffragment letztlich zu wenige Anhaltspunkte für eine sichere zeitliche Einordnung bot. Da auch der stratigrafische Befund diesbezüglich keine näheren Rückschlüsse ermöglichte, lagen die Hoffnungen nun auf einer chemischen Untersuchung der Glaszusammensetzung.

Das Glas – Einordnung aufgrund der chemischen Zusammensetzung

Die Rezepturen zur Glasherstellung änderten sich im Laufe der Zeit, oft einhergehend mit einem Wechsel der Rohstoffquellen. Die Glasforschung hat in den letzten Dekaden aufgrund der chemischen Analyse vieler Tausender datierter Glasfunde eine recht gute Vorstellung von der Entwicklung der verschiedenen Glastypen und ihrer geografischen Verbreitung gewonnen. Mit dieser Erkenntnis ist es heute im Umkehrschluss möglich, aus der chemischen Zusammensetzung eines unbekanntes Glases auf das ungefähre Herstellungsalter zu schließen. Natürlich hat die Methode noch ihre Unsicherheiten, und nicht immer führt sie zum Erfolg. So ähneln sich zum Beispiel bestimmte Glaszusammensetzungen verschiedener Epochen, was eine Zuordnung erschwert. Unser Kenntnisstand wird jedoch mit jeder neuen Glasanalyse immer weiter verbessert. Der Hauptgrundstoff für Glas ist das Siliziumdi-

oxid (SiO_2), welches in der Natur in Form von Quarz, als Sand oder Bergquarz gewonnen wird. Des Weiteren bedarf es Zusätze zur Stabilisierung der Glasstruktur, meist Calciumoxid, das von Muschelschalen oder Kalkgestein stammt. In historischen Öfen ließ sich angesichts ihrer begrenzten Leistungsfähigkeit nur dann ein Glas schmelzen, wenn zusätzlich ein Flussmittel in Form von Alkalioxiden (Natrium und/oder Kalium) zugegeben wurde. Je reiner die Rohstoffe waren, umso besser war die Qualität des Glases, auch im Hinblick auf störende und färbende Elemente.

Historische Gläser lassen sich in drei bis vier Hauptgruppen gliedern (Abb. 7), je nach dem, welche Rohstoffe Verwendung fanden, und hier spielt das Flussmittel für die Grundtypen eine entscheidende Rolle: Wurde ein mineralischer Sodarohstoff zugegeben, der überwiegend aus den Evaporitlagerstätten des Wadi El Natrun in Oberägypten gewonnen wurde, so sprechen wir von Soda-Kalk-Glas, eine Zusammensetzung, die typisch für die römische Antike und das frühe Mittelalter ist. Bestimmte Strandpflanzen mit natriumreicher Asche liefern das Soda-Asche-Glas, nachweisbar seit frühester Zeit, in römischer Zeit zurückgedrängt, als Glastyp aber im vorderasiatischen Raum nie ganz verschwunden und ab dem Hochmittelalter im europäischen Raum wieder stark verbreitet. Wird hingegen die kaliumreiche Asche von Hölzern verwendet, so definieren wir damit das Holzrasche-Glas.

Ohne auf die Entwicklung der verschiedenen Glastypen im Detail einzugehen, ist für die Untersuchungen des Reichenauer Köpfchens eine wesentliche Zäsur in der Entwicklungsgeschichte des Glases wichtig: Seit Ende des 8. Jahrhunderts versiegte allmählich der Nachschub vom bis dato gebräuchlichen Soda-Kalk-Glas aus dem oberägyptisch-levantinischen Raum und es lassen sich erstmals Holzrasche-Gläser nachweisen. Diese konnten nun in heimischen Werkstätten ohne jeglichen Glas- oder Rohstoffimport selbst erzeugt werden. Holzrasche-Gläser sind aufgrund ihrer kaliumreichen Zusammensetzung sehr leicht von den anderen Glastypen unterscheidbar. Mit ihrem Aufkommen wurden die anderen Glastypen bis zum Beginn des 11. Jahrhunderts in Mitteleuropa weitgehend verdrängt. Das für das Mittelalter in Europa prägende Holzrasche-Glas

unterlag vom Beginn in der Karolingerzeit bis in die beginnende Neuzeit chemischen Veränderungen, sodass wir es in weitere Typen untergliedern können. Diese werden wir im Folgenden detaillierter betrachten, um das Reichenauer Köpfchen zeitlich näher einzuordnen.

Das Probenmaterial – Präparation und Analysenmethodik

Für eine umfassende chemische Analyse von Gläsern werden heute Haupt- und Spurenelemente quantitativ bestimmt. Als sehr geeignetes Verfahren hat sich inzwischen die Elektronenstrahl-Mikrosonden-Analytik erwiesen, die auch im Geowissenschaftlichen Zentrum der Universität Göttingen genutzt wird. Idealerweise werden dazu sehr kleine Glassplitter in Epoxidharz eingebettet, angeschliffen und poliert. Diese Vorgehensweise verbot sich aufgrund der Wertschätzung und Seltenheit des Fundobjektes. Allerdings würde eine in-situ-Oberflächenanalyse des Glases kein sinnvolles Ergebnis liefern, da die Glasoberfläche durch die Bodenlagerung korrodiert und sich somit in ihrem Chemismus stark verändert. Als Kompromisslösung wurde deshalb an der Rückseite der Scherbe randlich eine Zehntelmillimeter starke Korrosionsschicht mit einem Diamant-Gravurinstrument auf etwa einem Quadratmillimeter entfernt und die so freigelegte, frische Glasoberfläche poliert. Hier wurde die chemische Zusammensetzung durch Elektronenanregung quantitativ bestimmt. Vergleichende Glasanalysen wurden an 73 weiteren Scherben aus St. Peter und Paul und am oben genannten „Smaragd Karls des Großen“ durchgeführt. Des Weiteren war auch die Schwarzlot-Bemalung auf der Vorderseite des Flachglases von Interesse. Für die Bestimmung der räumlichen Verteilung der verschiedenen Elemente auf der bemalten Oberfläche wurde die Mikro-Röntgenfluoreszenzanalyse als geeignetes Verfahren angewandt (Titelbild).

Das Ergebnis – chemische Analyse und Interpretation

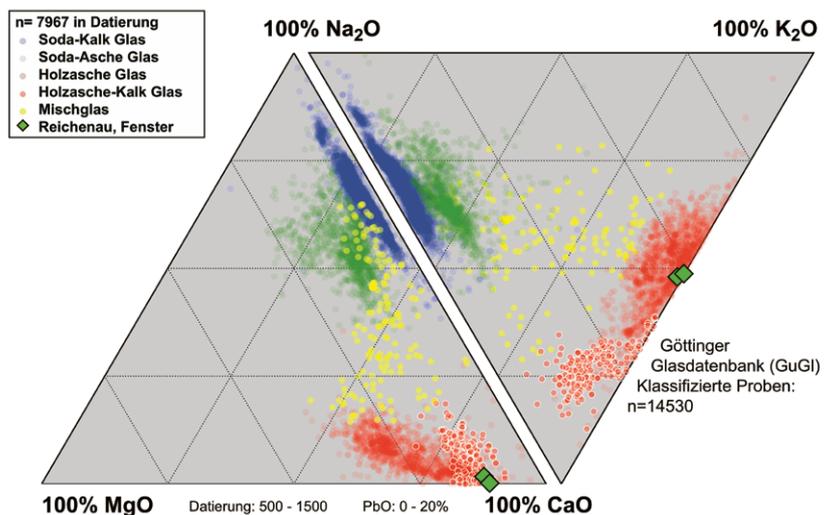
Für die Schwarzlotbemalung konnten qualitativ zwei verschiedene Stoffe herausgearbeitet werden. Augen, Brauen, Haare und Stirnlocken entsprechen in ihrer Zusammensetzung dem typi-

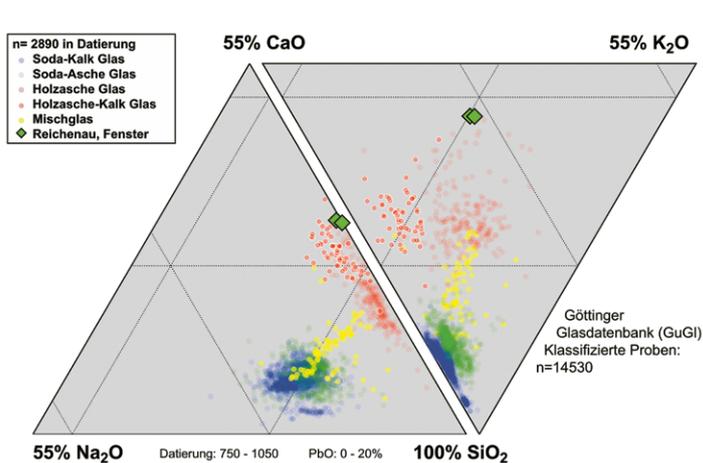
schen Schwarzlot mit Elementanreicherungen von Kupfer (Cu), Blei (Pb), Zink (Zn) und Phosphor (P). In der Stirnfalte und in Teilen des Augenlids ist allerdings nur Phosphor angereichert, die Schwermetalle fehlen. Der Glasmaler hat also mit zwei verschiedenen Farbtönen gearbeitet. Möglicherweise nutzte er als phosphorhaltige Komponente „Beinschwarz“ oder „Beinweiß“, die beide ungewöhnlich in der Glasmalerei sind (s. Titelbild).

Wenig überraschend, da bereits der Korrosionszustand dies vermuten ließ, konnte das Glas als Holzasche-Glas identifiziert werden. Allein diese Erkenntnis ist jedoch nicht sonderlich hilfreich, da sie lediglich eine recht ungenaue Datierung des Glases zwischen dem 9. und 16. Jahrhundert erlaubt. Erst die präzise quantitative Analyse der Haupt- und Nebenelemente lässt eine nähere Eingrenzung zu (Abb. 8).

Das Holzasche-Glas besitzt hohe Kalium- und Calciumgehalte, deren Oxidverhältnis etwa 1:1 entspricht. Es zeichnet sich außerdem durch relativ geringe Siliziumgehalte aus und enthält nur sehr wenig Natrium. Damit ist es eher untypisch für eine karolingisch-ottonische Zeitstellung, auch wenn es hier einige Ausnahmen gibt. Ebenso ist eine spätmittelalterliche Datierung mit einiger Sicherheit auszuschließen, da die Holzasche-Gläser dieser Zeit als Holzasche-Kalk-Gläser alkaliärmer waren. Die inzwischen über 14500 Glasanalysen umfassende Datenbank der Universität Göttingen gibt hingegen eine hohe „Treffer-

8 Chemische Zusammensetzung des Glases in zwei Dreieckdiagrammen, die die relative Variation jeweils dreier chemischer Komponenten im Glas darstellen.

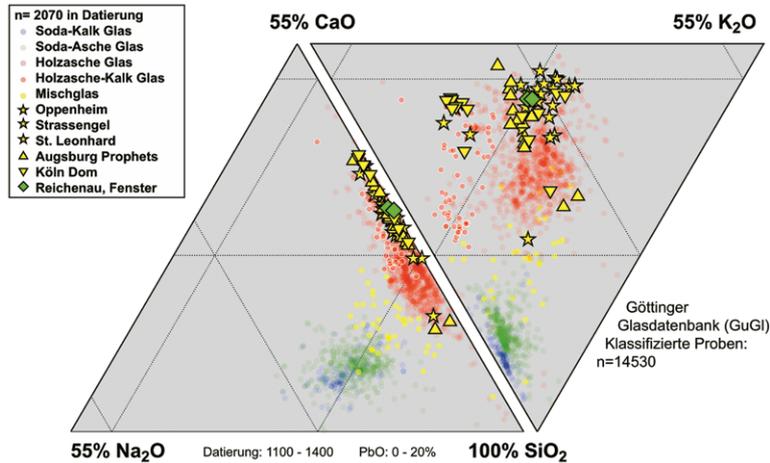




9a Vergleichsproben der Göttinger Glasdatenbank mit Gläsern, die zwischen 750 und 1050 datiert werden.

9b Vergleichsproben der Göttinger Glasdatenbank mit Gläsern, die zwischen 1100 und 1400 datiert werden, mit ausgewählten Fundorten von Kirchenverglasungen.

quote“ für Glaszusammensetzungen an, die in das Hochmittelalter datieren, während für die silizium-reicheren karolingisch-ottonisch datierten Gläser nur ausgesprochen wenige vergleichbare Glaszusammensetzungen zu finden sind (Abb. 9a, 9b). Chemisch ähnliche Gläser finden wir in Kirchenverglasungen aus Oppenheim, Speyer, dem Kölner Dom und Kirchen in Österreich, die zwischen dem 12. und der Mitte des 14. Jahrhunderts datiert werden. Zahlreiche chemische Komponenten weisen hier insbesondere auf eine Ähnlichkeit mit den Augsburger Prophetenfens-



tern hin (Abb. 9b). Aus derzeitiger analytischer Sicht liegt daher eine Datierung des Glasobjektes in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts nahe.

Fazit

Was bleibt? Die Ergebnisse der chemischen Analyse korrelieren zeitlich auffällig mit der romanischen Neubaumaßnahme von St. Peter und Paul in Niederzell. Die dendrochronologischen Datierungen der Hölzer im Dachstuhl über dem Sanktuarium und dem Langhaus lassen erkennen, dass der Bau der Kirche 1145/46 weitgehend

Glossar

Kröseln: Nach einem groben Glaszuschnitt werden überstehende Glasstücke mit einem sogenannten Kröseleisen nachbearbeitet, bis die gewünschte Form erzielt ist.

Elektronenstrahl-Mikrosonde: Ein Rasterelektronenmikroskop, das für die Analyse der chemischen Zusammensetzung eines Materials im Mikrometerbereich optimiert ist. Durch Elektronenanregung wird in der Probe charakteristische Röntgenstrahlung erzeugt, die eine quantitative Bestimmung der chemischen Elemente ermöglicht.

Mikro-Röntgenfluoreszenzanalyse: Das Verfahren nutzt, ähnlich wie die Mikrosonde, freigesetzte Röntgenstrahlung zur Bestimmung der Art und Konzentration der chemischen Elemente, durch Anregung mittels eines primären fein gebündelten Röntgenstrahls.

Das **Schwarzlot** ist eine Glasmalfarbe, die aus Eisen- und Kupferoxiden und einem Schmelzmittel, wie zerstoßenem Bleiglas, besteht. Ab einer Einbrenntemperatur von circa 600 °C beginnt dieses zu schmelzen,

sodass sich die verflüssigte Malfarbe unlösbar mit dem erst erweichten Grundglas verbindet.

Der Glasmaler verwendet das Schwarzlot in unterschiedlicher Konzentration, um neben deckenden Konturen auch flächige **Halbtöne** und Lasuren zur Licht-Schatten-Modellierung zu erzeugen.

Bei der Verschmelzung von Knochenabfällen („Bein“) entsteht unter Luftabschluss bei Temperaturen von 400 bis 800 °C das **Bein-schwarz**. Wird der Knochen bei höherer Temperatur „calcinert“, verbleibt die Knochenasche, das **Beinweiß**.

Als **Verdaccio** wird eine mit grüner Erde ausgeführte Schattierung unter der Inkarnatfarbe von Figuren bezeichnet. Als **Pseudo-Verdaccio** wird die Ausführung dann bezeichnet, wenn diese auf der Inkarnatfarbe aufliegt und nicht als Untermalung ausgeführt ist.

Literatur

Sandra Kriszt: Die Baugeschichte der Stiftskirche St. Peter in Reichenau-Niederzell, in:

Sandra Kriszt und Romina Schiavone: St. Peter in Reichenau-Niederzell. Die Baugeschichte der Stiftskirche und die karolingische Bauskulptur der Reichenau (im Druck).

Sandra Kriszt: St. Peter und Paul in Reichenau-Niederzell. Neubewertung einer archäologischen Altgrabung, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4/2021, S. 296–301.

Karl Hans Wedepohl und Klaus Simon: The chemical composition of medieval wood ash glass from Central Europe. Chemie der Erde/Geochemistry Bd. 70, 2010, S. 89–97.

Karl Hans Wedepohl: Glas in Antike und Mittelalter. Geschichte eines Werkstoffs, Stuttgart 2003.

Abbildungsnachweis

1, 2 RPS-LAD, YM; **3** RPS-LAD, Dörthe Jakobs; **4, 5** CVMA Freiburg, Rotraut Harling; **6** CVMA Freiburg, Historische Aufnahme, Archiv HD 1484; **7** Glasdatenbank der archäometrischen Arbeitsgruppe am Geowissenschaftlichen Zentrum in Göttingen; **8, 9** Vergleichsproben: Göttinger Glasdatenbank; **10** RPS-LAD, Jochen Ansel und FP

„unter Dach und Fach“ war. In dieses Bild fügt sich auch die Datierung der erhaltenen Dachhölzer in den unteren Turmgeschossen (dendrodatiert 1147/48). Vieles spricht also dafür, das „Reichenauer Köpfchen“ in diesen zeitlichen Kontext anzusiedeln.

Ein bemerkenswertes Ergebnis der chemischen Untersuchung stellt der Nachweis von Phosphor als Bestandteil der Malfarbe dar. Die Zugabe organischen Materials wie Knochensubstanz bei der Herstellung von Glasmalerei ist ungewöhnlich. In der Malerei hingegen ist dieser Stoff als Farbmittel durchaus gebräuchlich. Dieser Befund könnte einen Hinweis auf einen Künstler geben, der mit den maltechnischen Eigenheiten anderer Gattungen vertraut war und neben Glasmalereien auch Wandmalereien, Tafelbilder oder Illuminationen für Manuskripte anfertigte. Die gattungsübergreifende Tätigkeit von Kunsthandwerkern ist in den mittelalterlichen Schriftquellen vielfach belegt.

Wie facettenreich die Kunstproduktion auf der Reichenau war, lässt sich gerade auch an den Wandmalereien der Niederzeller Apsis aufzeigen. Die Malereien weisen zahlreiche Löcher auf und geben Hinweise auf einstmals vorhandene Applikationen, deren Glanz- und Lichteffekte dazu beitragen, die Kostbarkeit der Darstellungen noch einmal zu steigern. Dabei kann es sich neben Metallapplikationen, wie sie für St. Georg in Oberzell nachgewiesen sind, auch um farbige Glassteine gehandelt haben.

Zur einstmals reichen Ausstattung zählten auch Glasmalereien, die den Kirchenraum in ein faszinierendes, farbig gebrochenes Licht tauchten. Eine Vorstellung von der Größe der Fenster gibt ein hölzerner, rundbogig geschlossener Fensterahmen aus der nördlichen Nebenapsis in Niederzell (Abb. 10). Dieser hat eine lichte Öffnung von circa 75 cm Höhe und 25 cm Breite und datiert dendrochronologisch um 1140.

Der vorliegende Beitrag ist das Ergebnis einer gelungenen interdisziplinären Zusammenarbeit. Nachdem das Fundstück aufgrund seines fragmentarischen Zustands allein mit den Methoden der Stilkritik nicht in den Griff zu bekommen war, halfen hier die Kenntnisse verschiedener Fachdisziplinen weiter. Der fruchtbare Austausch von Kolleginnen und Kollegen aus Kunstgeschichte,

Bauforschung, Archäologie, Geochemie und Restaurierung führte letztlich zu einer tragfähigen Einordnung des Glasfragments und trug darüber hinaus auch dazu bei, die wissenschaftlichen Perspektiven der Teilnehmenden zu erweitern.

Das Glasköpfchen wird in diesem Jahr auf der Großen Landesausstellung Baden-Württemberg zu sehen sein, die der 1300-jährigen Geschichte und Kultur auf der Reichenau gewidmet ist. ◀

10 Holzfenster aus Reichenau-Niederzell, dendrochronologisch datiert auf 1147/48.



Auf der Suche nach jungen Gartendenkmalen

Erfassung von Gartenanlagen der 1980er und 1990er Jahre

Andreas Buschmeier

In den letzten Jahren rückte die Aufmerksamkeit der Denkmalerfassung zunehmend auf jüngere Zeitschichten. Nachdem Objekte der Nachkriegsmoderne erfasst worden sind, gilt es nun, sich Objekten zuzuwenden, die im Zeitraum der sogenannten Postmoderne entstanden sind. In Baden-Württemberg liegt der Schwerpunkt dabei nicht alleine auf Baudenkmalen. Von Anfang an war das Bewusstsein und das Interesse auch für potenzielle Gartendenkmale vorhanden. Für die Denkmalpflege ist die Erfassung von Objekten dieser Gattung aus den 1970er bis 1990er Jahren aufgrund des geringen zeitlichen Abstandes und der noch am Beginn stehenden Forschung, insbesondere in der Gartenkunst, ein noch zu erarbeitendes Arbeitsfeld und damit eine Herausforderung.

Ein ungewohntes Arbeitsfeld

In Ermangelung umfangreicher Literatur und allgemeiner Kenntnisse zur jüngeren Gartenkunst sah sich das Landesamt für Denkmalpflege gezwungen, Gartenanlagen in Baden-Württemberg eigenständig zu analysieren. Die Analyse war in erster Linie pragmatisch orientiert. Ziel war es, anhand ausgewählter Objekte spezifische Gestaltungsprinzipien zu erkennen und einzuordnen, um dann in einem weiteren Schritt repräsentative Beispiele als Kulturdenkmal auszuweisen. Bedingt durch die wenige verfügbare Literatur und den Erhaltungszustand der Gartenanlagen,

konzentrierte sich der Schwerpunkt der Inventarisierung auf Parkanlagen ehemaliger Gartenschauen. In der Denkmalliste waren Gartenanlagen der 1970er Jahre schon größtenteils erfasst, weshalb sich der zeitliche Schwerpunkt der Neuerfassungen auf die 1980er und 1990er Jahre konzentrierte.

Ökologie als prägender Bestandteil von Gartenschauen

In den 1970er Jahren war schon vereinzelt, aber noch zögerlich und oft gestalterisch wenig auffallend eine vorsichtige Annäherung an ökolo-



gische Belange festzustellen. Ab etwa Mitte der 1980er Jahre ist das Thema Ökologie allerdings fester Bestandteil in Planungs- und Gestaltungskonzepten größerer Parkanlagen, allen voran bei Gartenschauen. Einen sehr großen Einfluss hatte das Thema Ökologie 1986 bei der Landesgartenschau in Freiburg. Neben klein- und großflächigen naturnah gestalteten Bereichen mit Biotopcharakter entstand eine „Ökostation“, welche neben den typisch gärtnerischen Gesichtspunkten auch ökologisches Bauen, alternative Energieerzeugung und alte Handwerkstechniken zu vermitteln versuchte. Durch den Reaktorunfall in Tschernobyl nur zwei Wochen nach Eröffnung der Gartenschau am 26. April 1986 gewann das Thema der alternativen Energieerzeugung zusätzlich an Aktualität und Aufmerksamkeit. Sieben Jahre später, zur Internationalen Gartenschau 1993 in Stuttgart (IGA), wurde das Thema Ökologie in ähnlich aufwendiger Art fortgeführt. Es entstand ebenfalls eine Ökostation mit benachbartem Naturgarten, welcher in Struktur und Bepflanzung einem Bauerngarten ähnelt. Die Wiesen im Park wurden mit heimischem Saatgut aus der unmittelbaren Umgebung angelegt, um gebietstypische Pflanzen- und Tierarten fördern und erhal-

ten zu können. Überkommene Strukturen, wie Weinbergmauern und Obstwiesen, blieben bestehen und wurden weiterentwickelt. Zudem entstand die vom Landschaftsarchitekturbüro Luz im Zusammenhang mit der IGA entwickelte Mauer, welche im Grunde eine Betonfachwerkkonstruktion mit Natursteinausfachung darstellt. Auf diese Weise konnten auch größere Höhenunterschiede im Gelände mit der ökologischen Wertigkeit ähnlich einer Trockenmauer realisiert werden. Die gesteigerte Wertschätzung der Natur führte auch andersorts vermehrt zu Renaturierungsmaßnahmen in unterschiedlicher Ausdehnung und unterschiedlicher Gewichtung von Natur, Nutzungsmöglichkeiten und der Einbindung von Kunst.

Inszenierung lokaler Strukturen

Neben dem Einfluss der Ökologie ist eine zunehmende Konzentration auf den Ort selbst als Anregung und Ideengeber erkennbar. Durch das zunehmende Umweltbewusstsein und die gewollte Abkehr vom Funktionalismus der 1960er und 1970er Jahre erscheint die wiederentdeckte Bedeutung des *genius loci* auf das Entwurfskonzept nachvollziehbar. Der Mut zu individuel-

1 Seepark Freiburg mit Turm, Weinberg und schwimmender Brücke.



2 Platz der Illusionen im Ettlenger Horbachpark.

len Lösungen durch die behutsame Inszenierung der Identität eines Ortes schien das optimale Mittel dafür zu sein. Die Dimension des Lokalen entwickelte sich tendenziell vom Großen ins Kleine. Im Freiburger Seepark sind primär Bezüge zur regionalen Umgebung zu finden, etwa durch Anlage eines Wäldchens mit Baumarten, welche im Schwarzwald damals vorzufinden waren, sowie der Anlage eines Rebberges mit lokaltypischen Rebsorten (Abb. 1). Gegen Ende der 1980er Jahre engt sich der örtliche Bezugspunkt Umkreis ein und findet auf dem Gelände der Internationalen Gartenschau 1993 in Stuttgart den bisher konzentriertesten Einflussradius. Ausgewählte Bereiche innerhalb der Parkanlage wurden zur Basis künstlerischer Gestaltungsideen. Die Künstler hatten sich mit den für sie ausgesuchten Orten auseinandergesetzt und entwarfen dadurch inspiriert ihre Kunstwerke und Parkarchitekturen. Auch andere ortsspezifische Faktoren, wie der Städtebau, wirkten sich auf den Entwurf von Parkanlagen aus. 1993 war das grüne U, eine weiträumig angelegte Verbindung von Parkanlagen, welche den Stuttgarter Stadtkern U-förmig umrahmen, fast komplett. Als letzte Abschnitte fehlten zwischen dem Höhenpark Killesberg und dem Rosensteinpark die Teile Wartbergpark und Leibfriedscher Garten. Die Trennung der einzelnen Parkanlagen durch unterschiedliche Straßen- und Schienenwege erschwerte das Herstellen von Wegebeziehungen. Daher wurde zur Einbindung dieser Brücken die Topografie an den Rändern der Parkanlagen in die Höhe gezogen, um eine elegante und wenig auffallende Auflage für Brückenbauwerke sowie eine stufenlose Erschließung für Parkbesucher zu gewährleisten.

Nicht nur in Stuttgart war die Frage der städtebaulichen Einbindung von Parkanlagen relevant. In Ettligen wurde der zur Landesgartenschau 1988 neu geschaffene Horbachpark mit der umgebenden Kulturlandschaft verzahnt. Gleichzeitig wurden Freiflächen und Gärten in der Altstadt aufgewertet. In Lörrach entschied man sich, die Landesgartenschau 1983 zu nutzen, um landschaftlich störende Straßen- und Bahntrassen mithilfe eines neu geplanten Landschaftsparks besser in die Umgebung zu integrieren.

Vielfältiges Erscheinungsbild

Die aufgeführten programmatischen Merkmale der Gartenschauen sowie die Architekturtheorien der 1980er Jahre wirkten sich auf die Gestaltung von Parkanlagen in unterschiedlicher Art und Weise aus. Auf beinahe alle Parkanlagen trifft der allgemeine Umstand zu, dass sie sich aus mehreren Teilbereichen verschiedener Bedeutungs- und Ausstrahlungskraft zusammensetzen. Bei Gebäuden der 1980er Jahre ist ein breites Gestaltungsspektrum zu erkennen. Oft wurde an die Formgebung vergangener Epochen angeknüpft und neu interpretiert. In der Gartenkunst gab es mitunter Rückgriffe auf Elemente etablierter Gartentypen wie den englischen Landschaftsgarten einerseits oder geometrische Renaissance- und Barockgärten andererseits. Wie in der steinernen Architektur der 1980er Jahre geschehen, wird die Neuinterpretation von vergangenen Architekturstilen in den Parkarchitekturen und Ausstattungsgegenständen wichtiger Bestandteil der genutzten Formensprache. Das Büro Klahn + Singer war 1982 verantwortlich für die Außenflächen des Arbeitsamtes in Rastatt. Es kamen künstlerische und historisierende Gestaltungsmuster zur Anwendung. Auffällig sind die Ausstattungsgegenstände, insbesondere Brüstungen und Mastleuchten. Die Kunstwerke des Künstlers Rolf Gentz erinnern an Schachfiguren. Sie bestehen aus Maschinenteilen und sollen ein Verweis auf die Welt der Arbeit sein. Die Landschaftsarchitekten Volker Harbauer und Gisela Fleig-Harbauer schufen im Freiburger See-

park für die Landesgartenschau 1986 im Zusammenspiel mit Parkarchitekturen landschaftliche Szenen, welche frühen englischen Landschaftsgärten nacheifern – etwa die Szene mit Weinberg und Aussichtsturm. In dazu kontrastierender Manier gibt es im Seepark auch einen streng formal konzipierten Bereich mit Heckengärten, Rosengarten und einer schnurgeraden Kastanienallee, jedoch mit eigener Gestaltungsintention und ohne die Formgebung eines Gartens der Renaissance oder des Barock exakt zu kopieren. Ergebnis ist eine asymmetrische Lage der Heckengärten zur zentralen Achse sowie die partielle Auflösung der geometrischen Heckenstrukturen. 1988 realisierte das Büro Klahn + Singer anlässlich der Landesgartenschau einen Spielplatz mit einem großen begehbaren Heckenlabyrinth, Bezug nehmend auf Heckenlabyrinth und die *ars topiaria*, die Kunst, Gehölze kunstvoll in Form zu schneiden. Entsprechend der bewusst kontrastierenden Gestaltung einzelner Teilbereiche unterscheidet sich auch die Art der Uferausbildungen. Es wechseln sich streng architektonisch gehaltene Abschnitte ohne Bezug zu Ökologie und Natur mit naturnah gestalteten und ökologisch beeinflussten Bereichen ab.

Metamorphosen

Wie erwähnt, floss in den 1980er und 1990er Jahren der ökologische Faktor stark in die Gartenkunst ein. Dieser Ansatz ebnete einer bestimmten gestalterischen und konzeptionellen Idee den Weg: einem spielerischen Aufeinandertreffen unterschiedlicher Formen und Materialien, welches oft in der Symbiose vegetativer und künstlicher Elemente stattfindet. Es entstanden metamorphe Szenen, die von den Erzählungen des Ovid inspiriert sein könnten. Im Freiburger Seepark geschieht solch eine Verwandlung in Gestalt der sogenannten Rotunde, entworfen von der Werkgruppe Lahr: ein ringförmiges Objekt, welches aus vegetativen und baulichen Elementen zusammengesetzt ist. Schlanke,

säulenförmige Pyramidenpappeln setzen das unvollständig ausgeführte Bauwerk fort und vervollständigen es, indem sie den ringförmigen Grundriss schließen. Durch ihre zentrale Lage im Park unterstreicht die Rotunde die Teilung in den südlichen, eher naturnah gestalteten, und den nördlichen, eher aktiv genutzten Parkbereich. Allerdings ist die Materialität der Rotunde selbst konträr dazu umgesetzt. Das architektonische Element steht im naturnahen Teil. Der vegetative Bestandteil hingegen befindet sich im aktiv genutzten Bereich. In etwas anderer Weise geschieht die Verwandlung im Ettlinger Horbapark. Entlang der Uferpromenade erstreckt sich, ausgehend von tiefem Blau bis in helles Weiß, die Fliesenkunst des Künstlers Hans Dieter Reuter. Sie erinnert entfernt an eine Pergola, da sie die Kubatur einer solchen Rankhilfe für Kletterpflanzen nachahmt. Am „Platz der Illusionen“ weitet sich die Promenade zu einem kleinen Platz auf (Abb. 2). Hier findet die Verwandlung von starren zu fließenden Formen statt. Die anfangs eher starre Fliesenkunst spinnt sich nun in Form eines langen Bandes durch den Park fort und endet schließlich als eine Art weiße geflieste Hecke in

3 Metamorphe Szene im Wartbergpark Stuttgart.





4 Tempelchen von Rob Krier im Seepark Freiburg.

einem anderen Teil des Parks, nachdem sie sich unter Wegen und einem Bach geschlängelt hat und schließlich im Boden abtaucht. Im Wartbergpark Stuttgart zeigt sich ein direkter Dialog zwischen pflanzlichen Bestandteilen, welche die Natur an sich symbolisieren, und der künstlichen Bausubstanz in Form eines Beckens. Sinnbildlich fließt die Natur vom höher gelegenen Gelände in Form eines Baches talabwärts. Die begleitende naturnahe Vegetation aus Stauden- und Gräserpflanzungen ergießt sich in das runde künstliche Becken, welches von ihr langsam erobert wird (Abb. 3). Weniger eine Metamorphose als eine Auflösungserscheinung zeigt sich im Hainbuchen-Laubengang neben der Ruine der Villa Moser. Nach und nach löst sich der intakte zu einem gesprengten Laubengang auf. Das Thema des Verfalls dieses „Lost Place“, der Villa Moser, wird hier mit vegetativen Mitteln visualisiert.

Parkarchitekturen und Kunst

Bauwerke, welche zur ästhetischen Wirkung von Gärten beitragen oder bewusst zum Zweck der malerischen Ausschmückung errichtet wurden, haben lange Tradition in der Gartenkunst. In Gärten der 1980er und 1990er Jahre findet dieses Gestaltungsmittel wieder gezielt Verwendung. Eindrucksvoll wirkt das auf einer Landzunge stehende „Tempelchen“ des bekannten Architekten Rob Krier in Zusammenhang mit der gestalteten Landschaft des Freiburger Seeparks. Offensichtlich sind dort die Bezüge zur italienischen Renais-

sancearchitektur und zum antiken Tempelbau (Abb. 4). Ebenfalls im Freiburger Seepark befindet sich das sogenannte Forsthaus des Architekten Heinz Mohl. Deutlich sind Gemeinsamkeiten mit der Form einer Basilika zu erkennen. Im Seepark wurden Parkarchitekturen primär zur Ausgestaltung der Landschaft errichtet. Die Art der weiteren Funktion oder Nutzung dieser Bauten steht nicht im Vordergrund. Oft zeigen sie spielerische oder ironische Andeutungen. Besonders in Gestalt des Wasserläufers, einer schwimmenden Brücke, wird diese Gestaltungsabsicht deutlich. Die unkonventionelle bogenförmige Brücke von Jochen Schilling lastet auf großen blauen Schwimmkörpern (Abb. 1). Für die Erschließung des Parks wäre diese aufwendige Brücke nicht notwendig. Anfangs- und Endpunkt knüpfen an den unweit gelegenen Landweg an. Der Weg über die Brücke bietet wegen ihres bogenförmigen Verlaufs keine Abkürzung. Bei der benachbarten Seebrücke tritt der spielerische Umgang in Form des leicht aus der Achse verschobenen Pavillons in Erscheinung. Zeittypisch für die Ausstattungselemente der Gartenarchitektur der 1980er Jahre ist ebenso die Verwendung stereometrischer Formen als Gestaltungsmotiv. Diese Darstellungsweise wurde zum Teil auch zur Abstrahierung historischer Formvorbilder benutzt. In der Landesgartenschau 1988 in Ettlingen sind die Loslösungsprozesse von Einflüssen vergangener Stilepochen gut erkennbar. Gleichbedeutend mit den historisch inspirierten Architektur- und

Kunstelementen, wurden dort auch neue Formelemente in die Gartengestaltung aufgenommen. Es findet auf diese Weise eine vorsichtige Annäherung an den schlichten Internationalen Stil und in ersten Ansätzen, wegen des spielerischen und ironischen Charakters der Kunstgegenstände, auch an den Dekonstruktivismus statt. Einerseits existieren Monumente, die sich des historischen Formenvokabulars bedienen, etwa der Monopteros. Andererseits lassen sich Objekte ohne historischen Formenbezug finden, wie beispielsweise der Wassertrichter oder das Rondell im Eingangsbereich (Abb. 5). Zur Internationalen Gartenschau 1993 in Stuttgart blieb man den inhaltlichen und thematischen Zielen der Gartengestaltung der 1980er Jahre prinzipiell treu. Die künstlerische Ausgestaltung setzte jedoch neue gestalterische Maßstäbe.

Zunehmende lokale Fokussierung

Wie bereits dargestellt, fokussierte sich der Bezugspunkt für künstlerische Gestaltungen ab Mitte der 1980er Jahre zunehmend auf die regionale und schließlich lokale Ebene. Im künstlerischen Konzept der IGA bildete sich der Höhepunkt dieser lokal orientierten Bestrebung. Auf dieser Grundhaltung basiert das gesamte künstlerische Leitkonzept, das unter der Leitung des Landschaftsarchitekten Hans Luz entstand. Das künstlerische Programm besteht im Wesentlichen aus zwei Ebenen: Kunststationen und Lyrikstationen. Die im Verhältnis zu den Lyrikstationen meist raumgreifenderen Kunststationen entstanden im Rahmen eines künstlerischen Wettbewerbes mit der Auflage, auf zuvor festgelegte Orte Bezug zu nehmen, diese zu interpretieren und zu thematisieren. Den Lyrikstationen liegen kurze humorvolle oder nachdenkliche Texte zugrunde, welche aus Anlass der IGA von verschiedenen Literaturschaffenden erarbeitet wurden. Ausgehend von den Texten entstanden individuell gestaltete Kunstwerke, welche wiederum die Texte als Inschrift tragen (Abb. 6). Teilweise nehmen die Lyrikstationen Bezug auf Kunststationen, indem sie



5 Eingangsbereich des Horbachparks in Ettlingen.

deren Themen aufgreifen oder deren Erscheinungsbild kommentieren. Der Kunststation Villa Moser von Hans Dieter Schaal (Abb. 7) kommt als Kern des Leibfriedschen Gartens im Gelände der ehemaligen IGA, zusammen mit der Ruine der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Villa Moser, besondere Bedeutung zu. Auf Podesten, Stegen und Treppen werden die Besucher über die Ruine der Villa geführt. Die Kunststation beschränkt sich dabei nicht auf die bloße Funktion als Leitsystem. Schaal gelingt es, durch eine Abfolge von komponierten Raumeindrücken den Ort auf unterschiedliche Art erfahrbar zu machen, indem er mit den Erwartungen der Betrachter spielt. Das Belvedere, üblicherweise die Garantie für attraktive visuelle Eindrücke in der Ferne, bietet lediglich die Aus-

6 Lyrikstation „StröBa StröBa“ im Wartbergpark Stuttgart.





7 Belvedere der Kunststation Villa Moser. Leibfriedscher Garten Stuttgart.

Glossar

Unter **Monopteros** versteht man ein Tempelgebäude auf kreisrundem Grundriss, typischerweise mit Kuppel, welches ohne Wände auskommt und ausschließlich auf Säulen ruht. Es ist ein oft verwendeter Gebäudetypus bei Parkarchitekturen.

Praktischer Hinweis

Am 19. 6. 2024 findet der zum Thema gehörende Onlinevortrag in der Reihe DenkMal am Mittwoch statt. Anmeldung unter: www.denkmalpflege-bw.de/service/veranstaltungskalender/veranstaltung/denkmal-am-mittwoch-6-2024-auf-der-suche-nach-jungen-gartendenkmaelern-ein-ueberblick-ueber-die-inventarisierung-junger-parkanlagen
Die vorgestellten Parkanlagen sind öffentlich zugänglich.

Abbildungsnachweis

1-5, 9 RPS-LAD, Andreas Buschmeier; 6-8 RPS-LAD, FP

sicht auf benachbarte Bäume und die akustische Wahrnehmung einer der meistbefahrenen Straßen der Stadt. Der Brunnen vor der Kunststation bzw. der ehemaligen Villa ist lediglich Brunnenattrappe mit Einhausung für den Winter ohne tatsächliche Funktion – ein Verweis auf die Abwesenheit des früheren Eigentümers, Herrn Moser. Nicht weniger wichtig ist der Memorial Garden des amerikanischen Künstlers Michael Singer (Abb. 8). Am Zusammenfluss zweier natürlicher Bäche im Wartbergpark entstand ein intimer, nach außen abgeschirmter Bereich mit dem Charakter eines *giardino segreto*. Mutmaßlich könnte sich an dieser Stelle ein Krötenteich (*Grodda* = Kröte) befunden haben, daher die in Stuttgart bekanntere Namensgebung Grottenloch. Die an dieser Stelle vereinten Bäche fließen nun, unterstützt durch eine künstliche Wasserzufuhr, über eine kaskadenartige Struktur durch den Memorial Garden und anschließend weiter durch den Park in den See. Bezeichnend für diese Kunststation sind die vielen feinen Details, die es in diesem verwinkelten Raumgefüge zu entdecken gibt, wie die Profilierungen in Stein und Metall, die Klänge des Wassers oder eigentümlich gestapelt erscheinende Kunstobjekte aus Metall. Unmittelbar hinter dem Garten befindet sich eine Aufschüttung aus Trümmern des Zweiten Weltkriegs. Michael Singer widmete diesen Garten den Überlebenden dieses Krieges als Memorial Garden. Im Vergleich mit den großen Staffagebauten der Freiburger Gartenschau 1986 zeigt sich in der IGA 1993 ein deutlicher Unterschied. Zitate vergangener Stilepochen finden praktisch keine Anwendung mehr, höchstens in abstrahierter Form. Vielmehr standen die Anknüpfung an lokale Strukturen und die feingliedrige Interpretation des Ortes im Vordergrund.

Mehrschichtige Bedeutungsebenen

Ein spätes Beispiel der Gartenkunst am Ende der 1990er Jahre stellt der Wielandpark in Biberach an der Riß dar (Abb. 9). In der relativ kleinen, nur etwa 1 ha umfassenden Anlage überlagern sich zwei Handlungsstränge, die mit gartenkünstlerischen Mitteln veranschaulicht werden. Einerseits der Bezug zum Dichter Christoph Martin Wieland (1733–1813), der ein auf dem Grundstück um 1735 erbautes, heute noch bestehendes Garten-

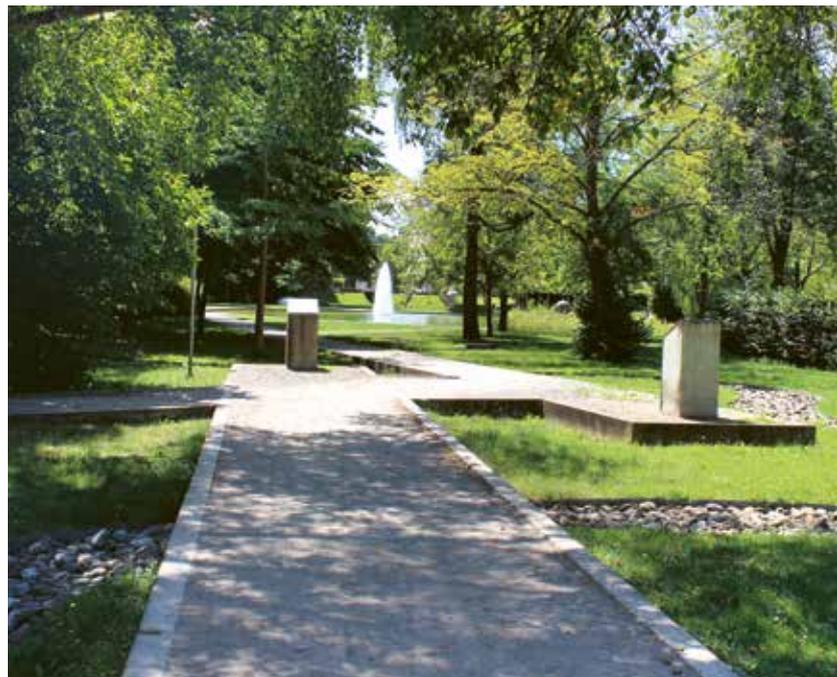
haus selbst nutzte, andererseits die Symbolisierung gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen im Gegensatz zur freien persönlichen Entwicklung einzelner Individuen mithilfe der Wegestrukturen. Die Besonderheit der in der Tradition der 1980er und 1990er Jahre stehenden Parkanlage ist die einheitliche Konzeption durch den Künstler Hans Dieter Schaal. Sämtliche Kunstobjekte sowie die Parkgestaltung selbst sind seine Schöpfung. Der Bezug zu lokalen Gegebenheiten, wie dem historischen Gartenhaus, war auch hier grundlegend und diente als Inspirationsquelle. Anders als in zeittypischen Gärten wird jedoch das Thema Natur und Ökologie nicht explizit thematisiert.

Erkenntnisse

Das Projekt zur Erfassung junger Gartenanlagen hatte die Absicht, einen Überblick über Gartenanlagen des untersuchten Zeitraumes zu erlangen, mit dem Ziel, repräsentative Anlagen als Denkmal auszuweisen. Das im Frühjahr 2022 begonnene Projekt kann bestenfalls nur die Basis einer gründlichen wissenschaftlichen Erarbeitung dieser Thematik sein. Dennoch konnten erste Erkenntnisse gewonnen werden. Die Gartenkunst der 1980er und frühen 1990er Jahre zeichnet sich weniger durch bestimmte oder eindeutig bestimmbare Gestaltungsmerkmale aus. Vielmehr ist das allgemein zugrunde liegende Element in der Bedeutungs- und Nutzungsebene verortet, wie etwa der Bedeutung von Ökologie. Bezeichnend ist eine meist hohe Dichte an Kunstwerken und Parkarchitekturen sowie die spielerische Abstraktion historischer Vorbilder. Oft tritt dies durch die Verwendung stereometrischer Körper in Erscheinung. Manchmal waren rätselhafte Objekte, deren Bedeutung sich nicht sofort erschließt und die individuelle Ausdeutung herausfordern, das Produkt dieser Gestaltungsauffassung. Diese unkonventionelle Art, Objekte in Beziehung zu setzen, ist kennzeichnend für die postmoderne Gestaltungsauffassung. Des Weiteren ist die subjektive Interpretation des Ortes integraler Bestandteil für die Gartenkonzeption und Gartengestaltung der beleuchteten Zeitspanne. Einen großen Einfluss auf die Anlagen und deren Rezeption hat die fortschreitende Zeit. Diese bringt sowohl eine stetige Alterung als auch eine zunächst verminderte Wertschätzung beson-



8 Memorial Garden im Wartbergpark Stuttgart.



9 Wielandpark in Biberach an der Riß.

ders bei noch relativ jungen Objekten aus den 1980er oder 1990er Jahren mit sich. Dies zeigt sich in vielen jüngeren Gartenanlagen durch den Verfall von Architekturen, Kunstgegenständen und Ausstattung, selbst wenn eine regelmäßige Grünpflege noch stattfindet. Die Erfassung und Ausweisung als Denkmal ist ein erster Schritt, um Aufmerksamkeit zu erzeugen und dem weiteren Verfall entgegenwirken zu können. ◀

In ständiger Bereitschaft

Das Hilfskrankenhaus in Rottenburg am Neckar als früher Modellfall eines medizinischen Großschutzraumes

Jörg Widmaier

Das 1962 bis 1963 verwirklichte Hilfskrankenhaus Rottenburg ist einer der frühesten Erprobungsbauten seiner Art in der Bundesrepublik. Das Bauwerk und seine technische Ausstattung veranschaulichen exemplarisch Form und Funktionsweise einer solchen Anlage. Eindrücklich bezeugt es zudem die enormen finanziellen und logistischen Anstrengungen der frühen 1960er Jahre zur Errichtung eines strahlengeschützten Bunker-Krankenhauses, das – wie von den Zeitgenossen erhofft – nie in Betrieb genommen werden musste.

Vorsorgliche Planung für einen Ernstfall

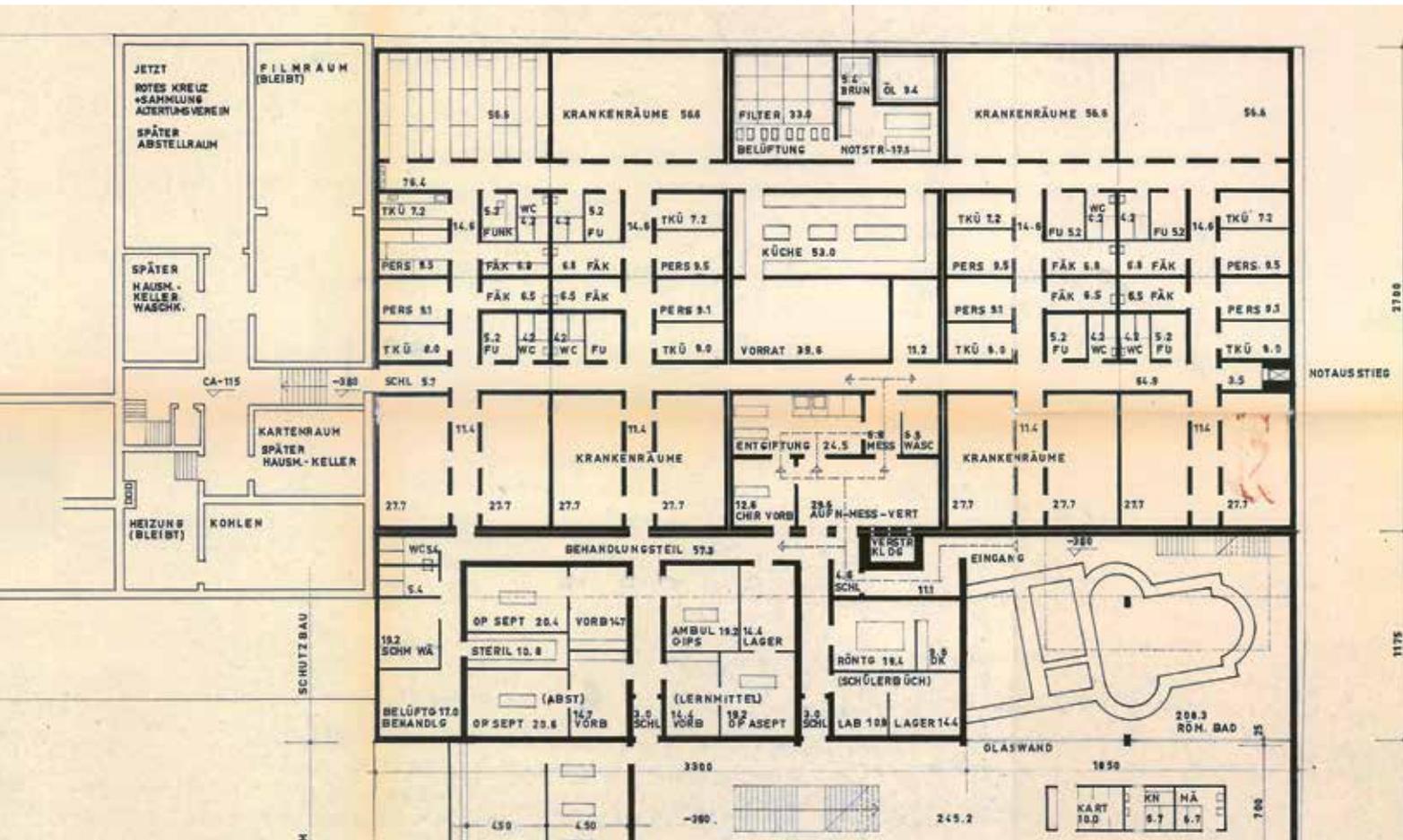
In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg begann in der Bundesrepublik (Westdeutschland) eine umfangreiche Vorsorgeplanung zum Bevölkerungsschutz, der sowohl den Katastrophenschutz als auch den nicht militärischen Zivilschutz im Spannungs- oder Verteidigungsfall umfasste. Zu den Maßnahmen zur Gefahrenabwehr gehörte auch der planmäßige Aufbau medizinischer Infrastruktur für die Zivilbevölkerung. Der dabei unternommene Aufwand war zum einen getrieben von der zurückliegenden Erfahrung des Zweiten Weltkriegs, bei dem Krankenhäuser entweder überhaupt nicht mehr nutzbar oder für den massenhaften Andrang Verletzter nicht ausreichend

gewesen waren. Zum anderen konkretisierten sich seit den 1950er Jahren Bedrohungsszenarien, die aufgrund des faktischen Zerstörungspotenzials strategischer und taktischer Nuklearwaffen mit dem wachsenden Ost-West-Konflikt an Wahrscheinlichkeit zunahmen.

Hilfskrankenhäuser als Sofortprogramm

Ein um 1958/59 gestartetes bundesweites Sofortprogramm „Ausweich- und Hilfskrankenhäuser“ sollte für diesen Notfall medizinische Infrastruktur mit ausreichender Aufnahme- und Behandlungskapazität vorbereiten.

Während sogenannte Ausweichkrankenhäuser als Ausweichquartier zum Weiterbetrieb beste-



hender, jedoch am ursprünglichen Standort evakuierter Krankenhäuser dienen sollten, waren sogenannte Hilfskrankenhäuser eigenständige Versorgungseinrichtungen, die unter der Trägerschaft von Land- und Stadtkreisen definierten Stammkrankenhäusern zugeordnet waren. Unterschieden wurde zwischen den im einfachen Sofortprogramm oberirdisch vorbereiteten, im erweiterten Sofortprogramm teilgeschützt ausgebauten und unterirdisch voll ausgebauten baulichen Anlagen für Krankenhäuser. Ab 1961 nahmen Bund und Länder die Suche nach geeigneten Standorten auf, welche in einiger Entfernung zu Großstädten in weniger luftgefährdeten Ortschaften mit guter Autobahnbindung liegen sollten. Zeitgleich entstanden bereits die ersten Erprobungsbauten oder Modellfälle für entsprechende Anlagen. Für den unterirdischen Vollausbau waren es die Standorte Rottenburg am Neckar in Baden-Württemberg (1962/1963) und Gunzenhausen in Bayern (1963–1965). Die Erkenntnisse, die man bei diesen Modellfällen sammelte, fanden Niederschlag in den 1965 vom Bund herausgegebenen Grundsätzen zum Ausbau von Hilfshäusern (siehe Literaturliste). Diese Richtlinien für das Sofortpro-

gramm legten unter Wirkung des sogenannten Schutzbaugesetzes fest, dass Ausweich- und Hilfskrankenhäuser als vollständig trümmer- und strahlengeschützte Schutzbauten umgesetzt werden und zudem Schutz vor Brandeinwirkung sowie biologischen und chemischen Kampfstoffen bieten sollten. Da die Organisation der Gefahrenabwehr im Katastrophenfall Aufgabe der Bundesländer war und ist, wurde der vom Bund geförderte Bau von Hilfskrankenhäusern von den Ländern in sehr unterschiedlichem Umfang betrieben. Von den zwischen 1962 und 1980 bundesweit etwa 197 vorbereiteten oder umgesetzten Behelfskliniken entstanden nur zwölf komplett unter der Erde. Hilfskrankenhäuser im unterirdischen Vollausbau bildeten im Ausbauprogramm zwar das planmäßige Ideal, waren jedoch auch die kostenintensivsten Varianten, sodass sie abgesehen von ersten Erprobungsbauten der frühen 1960er Jahre nur verhältnismäßig selten verwirklicht wurden. In Baden-Württemberg wurden bis 1980 insgesamt drei Hilfskrankenhäuser im eigenständigen unterirdischen Vollausbau verwirklicht: Rottenburg am Neckar (1963), Bötzingen (1964/64, Erweiterung 1975) und Trossingen (1967). Bis 1990

1 Grundrissplan des Hilfskrankenhauses (Gymnasium HKHII) in Rottenburg am Neckar, 1962.



2 Rottenburg am Neckar, Die römische Badeanlage, sog. Bad II in der Mechthildstraße, im Rahmen der Bauarbeiten als archäologisches Fenster freigelegt.

3 Rottenburg am Neckar, Grundrissplan mit Systemeinheiten. Farblich unterschieden sind der Behandlungsteil (rot), die Krankenstationen 1–8 (blau), der Entgiftungsteil (gelb), der Wirtschaftsteil (grün) und der Maschinenraum (weiß).

stieg ihre Zahl bundesweit nur auf 22 Anlagen. Mit der Novellierung des Zivilschutzgesetzes 1997 beendete der Bund die Planung für Hilfskrankenhäuser.

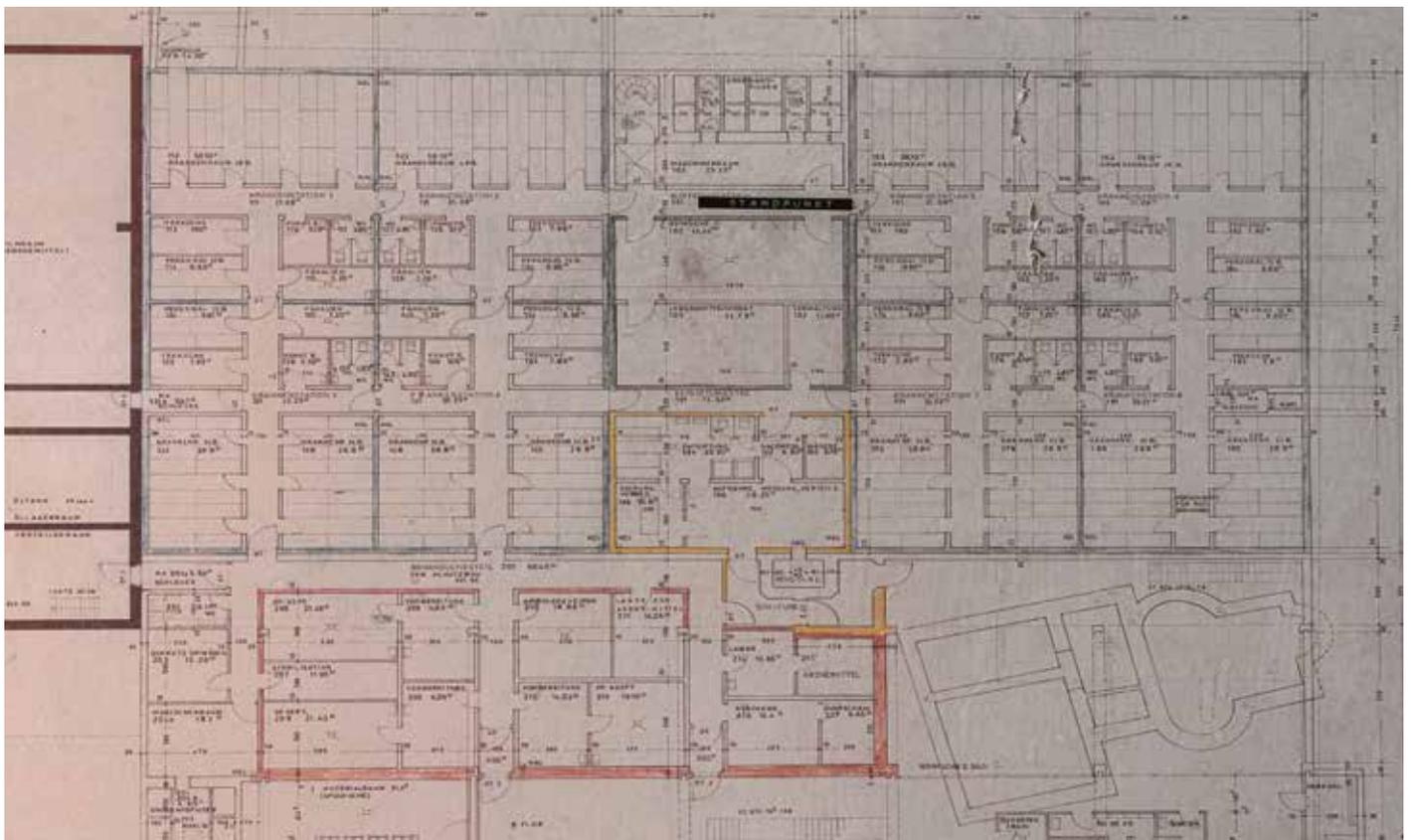
Der Modellfall in Rottenburg am Neckar

Ein frühes Beispiel für den erprobenden Aufbau im Sofortprogramm ist die Einrichtung von Hilfskrankenhäusern in der Stadt Rottenburg am Neckar (Planung 1961, Bau ab 1962). In vertrag-

licher Abstimmung zwischen dem Bundesamt für zivilen Bevölkerungsschutz und der Stadt Rottenburg (Bürgermeister Egbert Regenbrecht) wurden Einrichtungen unterschiedlicher Kategorie als Modellfall mit Bundesmitteln umgesetzt. Zum einen setzte man unter geringen zeitlichen, finanziellen und materiellen Aufwendungen, gemäß dem einfachen Sofortprogramm, einen „oberirdischen Ausbau“ der bestehenden Volksschule

(Hohenbergschule) und die Bereitstellung eines sogenannten Zivilschutz-Sanitätslagers um (Eberhardstraße 53). Zum anderen wurde gemäß erweitertem Sofortprogramm im Zuge des Neubaus des heutigen Eugen-Bolz-Gymnasiums ein baulich eigenständiges Hilfskrankenhaus im unterirdischen Vollausbau verwirklicht (Abb. 1).

Der großzügig dimensionierte unterirdische Schutzbau erstreckt sich im Bereich des Schulhofes zwischen Eugen-Bolz-Gymnasium (Mechthildstraße 26) und dem Altbau der ehemaligen



4 Schleusenanlage mit gasdichten Türen am Eingang im Untergeschoss des Gymnasiums. An jedem Ein- und Ausgang wurden stets handliche Betonbausteine vorgehalten, die bei Schutzluft zusätzlich in die Türleibung gesetzt werden sollten.

5 Be- und Entlüftungsanlagen sind für Normalluft- und Schutzluftbetrieb ausgelegt. Sogenannte Luftschutzförderer können in Handbetrieb genutzt werden.



Landwirtschaftsschule (Eberhardstraße 21). Das Bauwerk wurde nach Plänen des Architekten Werner Luz aus Stuttgart errichtet. Es handelt sich um einen eingeschossigen Baukörper auf rechteckigem Grundriss, der in massiven Betonelementen ausgeführt und bis 3,60 m in die Erde eingetieft ist. Am östlichen Rand des Baufensters ist im Zuge der Erdarbeiten eine römische Badeanlage des 2. Jahrhunderts untersucht und als archäologisches Fenster im Bestand erhalten worden, weshalb der Schutzbau an dieser Stelle ausgespart ist (Abb. 2). Bei dem Bodendenkmal handelt es sich um ein Kulturdenkmal nach § 12 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg. Auf rund 2400 qm verteilen sich sämtliche Funktionsbereiche, die im sogenannten Grundschutz für mindestens 14 Tage eine autarke Versorgung ohne Kontakt zur Außenwelt ermöglichen sollten (Abb. 3). Wie gemäß den Standards eines unterirdischen Vollausbaus vorgesehen, enthält auch das Rottenburger Hilfskrankenhaus den sogenannten Behandlungsbereich mit Operations- und Vorbereitungsräumen samt Labor-, Röntgen- und Sterilisationseinrichtungen sowie einen Kranken- und Pflegebereich, der in acht Stationen eingeteilt ist. Zudem gibt es

einen sogenannten Wirtschaftsbereich mit Notküche und Vorratsräumen, einen Maschinenraum sowie einen sogenannten Entgiftungsteil mit Einrichtungen zur ABC-Entgiftung. Zur notwendigen Einrichtung gehörten auch die druckdichten Luftschutztüren (Abb. 4), Be- und Entlüftungsanlagen für Normalluftbetrieb und Schutzluftbetrieb mit Schutzfilter- und Schleusenanlagen (Abb. 5), Raumüberdruck-Messgeräte, Notstromaggregate und ein Wirtschaftsteil mit großem Feldkochherd (Abb. 6) und Tiefbrunnen zur autarken Versorgung mit Brauch- und Trinkwasser. Mit Ausnahme der Technikräume, der Schleusenanlagen, der Sanitäreinrichtungen und der Küche sind sämtliche Räume nahezu gleichförmig ohne wandfeste Ausstattung ausgeführt, um eine höchstmögliche Flexibilität nach Bedarf zu ermöglichen; lediglich anhand der Raumgrößen lassen sich größere

6 Eine Feldküche war zum Erwärmen von Speisen vorgesehen; auf Vorrat hätten bis zu 1500 Personen versorgt werden können.





7 Der sogenannte Krankenraum ist ausgelegt für 48 Patienten; jede Tür erschließt zwölf Patientenbetten, die als Stockbetten übereinander angeordnet sind.

8 Flurzonen und einzelne Räume sind mit fluoreszierenden Leuchtstreifen an den Betonwänden versehen.

Krankenzimmer für Patienten von übrigen Räumen für Operationen und Personal unterscheiden (Abb. 7). Die überlieferte monotone Folge karger Räume entspricht dabei der bauzeitlichen Erscheinung. Spezifische Nutzräume sind lediglich an der Beschilderung mit Nennung der Funktionseinheit (zum Beispiel Operation, Vorbereitung, ABC-Entgiftung) zu erkennen. Vereinzelt findet sich – wie etwa bei Operationssälen – eine besondere Ausstattung etwa mit Waschbecken, die auf die angedachte Nutzung hinweist. In den sich zum Teil kreuzenden Gängen der Flure und auch in den einzelnen Räumen sind die Betonwände mit fluoreszierenden Leuchtstreifen versehen, die bei



Stromausfall eine Orientierung in Dunkelheit ermöglichen sollten (Abb. 8). Die vorhandene ortsfeste technische Einrichtung – wie beispielsweise eine Lüftungsanlage für den Handbetrieb oder die Feldküche – führt noch heute den Betrieb des Gebäudes anschaulich vor Augen. Auch die ehemals vorhandene mobile Einrichtung der medizinischen Versorgung (größtenteils um 2000 in die Demokratische Republik Kongo abgegeben) – wie beispielsweise einfache mobile Operationstische aus Metall oder bewegliche OP-Lampen – folgte einer Zweckmäßigkeit im Notfall. Eindrücklich führen dies vereinzelt noch erhaltene

Feldbettgestelle vor Augen, die die Lagerung Verletzter – ohne Aufenthaltsqualität – vorsahen. Im Unterschied zu vielen militärischen Schutzbauten waren solche Hilfskrankenhäuser auffällig spartanisch konzipiert. Es gab auch in Rottenburg keine für militärische Schutzbauten und Ausweichsitze obligatorische Kommunikationszentrale zur Kontaktaufnahme zur Außenwelt und auch keine gemeinschaftlichen Aufenthalts- oder Speiseräume. War das Hilfskrankenhaus auch rein funktional und lediglich für den Notfall konzipiert, wurde es doch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts in ständiger Bereitschaft gehalten.

Ein Hilfskrankenhaus als Kulturdenkmal

Das im unterirdischen Vollausbau verwirklichte Hilfskrankenhaus Rottenburg ist einer der frühesten Erprobungsbauten dieser speziellen Gattung von Schutzbauten in der Bundesrepublik überhaupt. Das auf städtische Initiative errichtete Bauwerk wurde damit – vergleichbar mit der zwei Jahre jüngeren Anlage im bayerischen Gunzenhausen – zum Modellfall. Bis heute ist der Schutzbau in seinen wesentlichen Teilen mit technischer Ausstattung erhalten. Die Funktionsweise der an militärischen Schutzbauten orientierten technischen Gebäudeausstattung ist anhand der zahlreichen angebrachten Beschilderungen besonders anschaulich aufzeigbar. Anders als vergleichbare Einrichtungen aus der Zeit des sogenannten

Kalten Krieges, die nach Aufhebung der Schutzbaufunktion zwischenzeitlich bauliche Eingriffe erfahren haben, zeichnet sich das Hilfskrankenhaus Rottenburg durch seinen hohen Erhaltungsgangrad und seine authentische Überlieferung aus und veranschaulicht dadurch exemplarisch Form und geplante Funktionsweise einer solchen Anlage des erweiterten Sofortprogramms. Der Rottenburger Entwurf vermittelt beispielhaft, wie das Raumprogramm solcher Hilfskrankenhäuser konsequent auf das Allernotwendigste zur Grundversorgung schwer verletzter Patienten reduziert wurde.

Aus den genannten Gründen handelt es sich aus wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen um ein Kulturdenkmal nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg; an seiner Erhaltung besteht aufgrund seines exemplarischen und dokumentarischen Wertes ein öffentliches Interesse.

Zeitzeuge des Kalten Krieges

Eindrücklich bezeugt das Rottenburger Beispiel die enormen finanziellen und logistischen Anstrengungen der frühen 1960er Jahre zur Einrichtung eines strahlengeschützten Bunker-Krankenhauses, das – wie von den Zeitgenossen erhofft – schließlich niemals seine Einsatzfähigkeit unter Beweis stellen musste. Durch den an militärischen Schutzbauten orientierten Ausbaustandard wird das an sich diffuse, aber noch stark von konkreten Kriegserfahrungen der älteren Generationen

geprägte Bedrohungsszenario durch den sogenannten Kalten Krieg besonders spürbar. Über Jahrzehnte für den Fall eines Atomkrieges einsatzbereit gehalten, blieben Hilfskrankenhäuser wie jenes in Rottenburg aus heutiger Sicht ein verzweifelter und getrieben erscheinender Versuch, einer unberechenbaren Bedrohung etwas Kalkulierbares entgegenzusetzen. Das Bauprogramm für den Bevölkerungsschutz reagierte auf verschiedene potenzielle Gefährdungsszenarien (Natur- und Umweltkatastrophen, Spannungs- und Verteidigungsfall mit ABC-Alarm). Diese Planungen wären jedoch nicht dazu in der Lage gewesen, im Falle einer lang andauernden kriegerischen Eskalation auch nur annähernd die für die Bevölkerung nötigen Schutzplätze zu schaffen, da wegen des kaum zu stemmenden finanziellen und baulichen Aufwands viel zu wenige Schutzbauten verwirklicht werden konnten. In der Realität hätten auch die Anforderungen an Logistik, Aufnahmekapazität und vorgesehene Betriebszeit vermutlich kaum einer realistischen Analyse standgehalten. Das Hilfskrankenhaus Rottenburg besitzt daher nicht nur baugeschichtlichen und bautypologischen Quellenwert, sondern ist ein eindruckliches Dokument aus der Zeit des sogenannten Kalten Krieges, das den bestehenden Bedrohungsszenarien im wahrsten Sinne des Wortes weiten Raum gibt und dabei die noch von realen Kriegserfahrungen geprägten Strategien zum Bevölkerungsschutz in der Zeit um 1960 dokumentiert. ◀

Literatur

Christoph Lubbe: Bunker aus dem Kalten Krieg. Wie Westdeutschland den 3. Weltkrieg überleben wollte, Stuttgart 2013.
Bernhard Schuhen: Gestapelte Hilfe. Hilfskrankenhäuser, Sanitätsmaterialbevorratung – unverzichtbare Aufgaben der Vorsorge im Gesundheitswesen des Zivilschutzes, in: Zivilschutz Magazin 1982, Heft 11, S. 10–16.
Wolfgang Rollik: Generalprobe im Hilfskrankenhaus, in: Zivilschutz Magazin 1976, Heft 11, S. 6–12.

Rudolf Gunkel: Hilfskrankenhaus Gunzenhausen. Im Schoß der Erde geborgen, in: Ziviler Bevölkerungsschutz 1966, Heft 2, S. 22–23.
Bundesamt für zivilen Bevölkerungsschutz (BzB): Grundsätze für das Sofortprogramm zur baulichen Vorbereitung von Ausweich- und Hilfskrankenhäusern. unveröffentl. Dokument, Bonn 1965
Zusätzliche Krankenhausbetten für Notstandsfälle. Modellfall Jugendherberge Bad Ems, in: Ziviler Bevölkerungsschutz 1964, Heft 9, S. 7–11.

Hans-Heinrich Taenzer: Medikamente – vorsorglich eingelagert. Arzneimittelbevorratung für den zivilen Bevölkerungsschutz, in: Ziviler Bevölkerungsschutz 1959, Heft 4, S. 12–14.
Staatsarchiv Sigmaringen, Archiveinheit Wü 42 T 137 Nr. 22. Vorbereitung von Ausweich- und Hilfskrankenhäusern: Rottenburg HKH, Modellfall.

Abbildungsnachweis

1 Stadt Rottenburg am Neckar, Bauamt;
2–8 RPS-LAD, FP

Der Lenninger Wappenstein

Untersuchung und Dokumentation. Lernen in der Praxis

Yongyan Cheng/Paul Johann Seitz

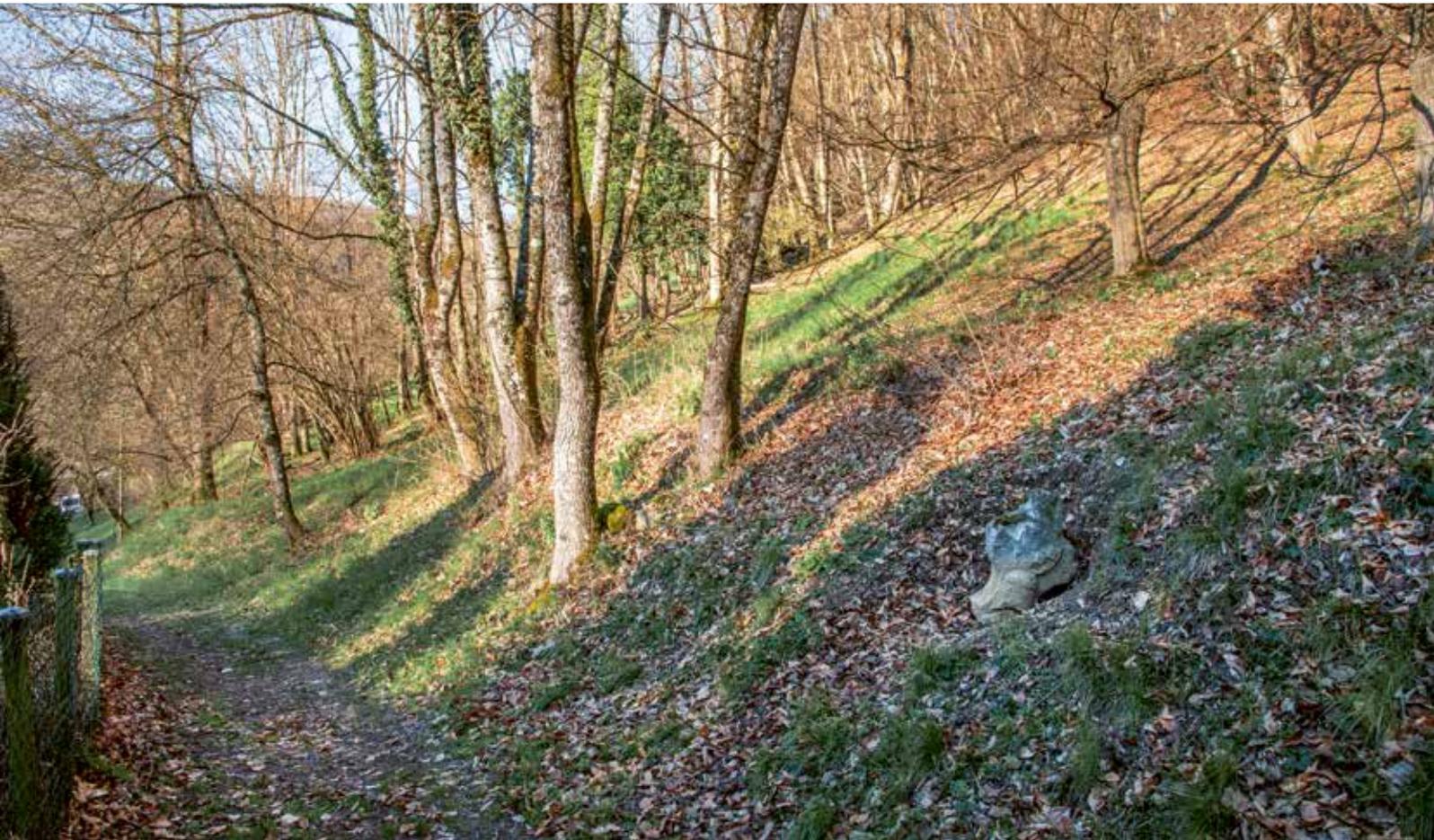
Ein ehrenamtlich Beauftragter der Landesdenkmalpflege, Benjamin Waldmann, meldete 2021 den Fund eines ungewöhnlichen Steinblocks mit Wappendarstellung in der Nähe des Friedhofs im Lenninger Ortsteil Gutenberg im Landkreis Esslingen. Der Wappenstein war bis zur Spitze in den Hang eingegraben. Als Teil des Ausbildungsplans übernahmen die beiden Autoren im Rahmen des wissenschaftlichen Volontariats bzw. des Bundesfreiwilligendienstes die ersten Untersuchungen und die digitale Erfassung des Wappensteins.

Gefunden beim Geländegang

Die Fundsituation des in Lenningen geborgenen Wappensteins wurde im archäologischen Grabungsbericht dokumentiert und wie folgt beschrieben: „Die Schauseite des Kreuzes zeigt nach Nordost vom Ort Gutenberg abgekehrt, und zeigt sich somit den hangabwärts auf den Ort Zuwandernden. Die Aufstellung erfolgte in einer in den Hangschutt gegrabenen Grube, welche zur Verkeilung an der linken Seite sowie der Rückseite des Kreuzes mit Kalksteinen zwischen 10 und 30 cm Größe aufgefüllt wurde. [...] Um die schräge Unterseite auszugleichen, wurde ein Flachziegel untergelegt. Dieser ist zwar nicht industriell gefertigt, könnte aber durchaus ins 19. Jahrhundert datieren.“

Steinkreuz mit Wappen

Mit einer Länge von 1 m, einer maximalen Breite von 50 cm und einer Tiefe von 25 cm wiegt der Wappenstein etwa 100 kg (Abb. 3). Der Sandsteinblock hat eine gotische Kreuzform mit abgewittertem Querbalken und einer gekehlten seitlichen Profilierung. Auf der Vorderseite des Steins sind von unten nach oben drei Elemente zu erkennen: ein schräg gestellter Schild mit Schachbrettmuster, ein Topfhelm mit Sehschlitzen in Seitenansicht und ein senkrecht ausgerichteter Schild vermutlich als Helmzier, dessen Schachbrettmuster trotz Beschädigung erkennbar ist. Anhand des Wappenstils konnte festgestellt werden, dass der Wappenstein wohl in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert. Dies ist sowohl an der



Schrägstellung des unteren Schildes als auch an der Helmform ersichtlich – der gezeigte Topfhelm war im 14. Jahrhundert üblich. Die Rückseite des Wappensteins weist eine leicht konkave Vertiefung auf und zeigt keine erkennbare Verzierung. An einigen Stellen zeigt der Stein Beschädigungen und Nachbearbeitungsspuren. Ein bereits in der Vergangenheit von der Landesdenkmalpflege inventarisiertes Steinkreuz in Dettingen unter Teck (Abb. 2), das Reste eines Motivs mit Hirschgeweihen zeigt, erlaubt im Analogieschluss die Zuschreibung der ursprünglichen Form unseres Wappensteins.

Digitale Dokumentation

Nachdem die ersten archäologischen und konservatorischen Voruntersuchungen am Wappenstein abgeschlossen waren, wurde Paul Johann Seitz, damals im Bundesfreiwilligendienst im Referat Bauforschung am Landesamt für Denkmalpflege, mit der fotografischen Dokumentation des Steins beauftragt. Zuerst wurde ein photogrammetrisches 3-D-Modell des Wappensteins erstellt. Das bedeutet, dass auf dem Stein Passpunkte markiert und dann Hunderte von Fotos aufgenommen wurden. Diese Bilder wurden in ein Compu-

terprogramm geladen, das mithilfe der Bilder und Passpunkte ein maßstäbliches 3D-Modell generierte. Aus diesem Modell konnten dann Orthofotos erstellt werden (Abb. 3). Die Orthofotos dienten nicht nur zur Ansicht, sondern wurden auch für Umzeichnungen und Kartierungen verwendet (Abb. 4).

Archiv- und Literaturrecherche

Dann begann die Recherche zur Zugehörigkeit des Wappenbildes. Es wurde relativ schnell eine Verbindung zu den Ministerialen der Herzöge von Teck gefunden, insbesondere den Herren von Sperberseck, die Burgen in Lenningen-Gutenberg im Landkreis Esslingen besaßen, also dort, wo der Wappenstein entdeckt wurde. Der Besitz der Burg Gutenberg wechselte nach einem Erdbeben im Jahr 1348 von den Herren von Gutenberg auf die Herren von Sperberseck. Danach erlebte die Burg Gutenberg mehrere Besitzerwechsel, bis sie im Jahr 1598 niederbrannte.

Laut dem Wappenbuch Conrads von Grünenberg aus dem 15. Jahrhundert hatten die Herren „von Sperbersegkh und von Sperberburg“ sowie die „von Mansberg und von Sperwerseg und von Spawerburg“ als Stammgenossen ähnliche Wap-

1 Der Lenninger Wappenstein am Fundort.



2 Steinkreuz in Dettingen unter Teck.

pen mit Schachbrettmustern und Helmen sowie geschachteten Helmzierden. Diese bildlichen Überlieferungen entsprechen dem Wappenbild auf unserem Steinkreuz. Recherchen in *Siebmachers Wappenbuch* (Gustav Adelbert Seyler 1911) und im *Württembergischen Adels- und Wappenbuch* (Otto von Alberti 1889–1916) führten zu ähnlichen Ergebnissen.

Andere Wappen, die infrage gekommen wären, wichen bezüglich der Helmzierden vom vorliegenden Wappenstein ab. Die Wappenschilde mit Schachbrettmuster und passender Helmzier könnten zum Beispiel zu den Herren von Schnaitberg und den Herren von Roden gehören, die jedoch etwa 30 km entfernt in Aalen beheimatet waren. Laut *Siebmachers Wappenbuch* und anderen historischen Quellen hatten andere Ministerialen aus dem Lenninger Tal, wie die Herren von Gutenberg und die Herren von Mansberg sowie Kiver (Kyver/Kiefer) von Tiefenbach und Vinken (Finken) von Schlossberg, im 14. Jahrhundert geschachtete Wappen, während die Münch von Dettingen und die Herren von Bol ihre Wappen mit Aufsätzen aus Hirschgeweihen krönten.



3 Orthofoto des Lenninger Wappensteins.

Und die Funktion?

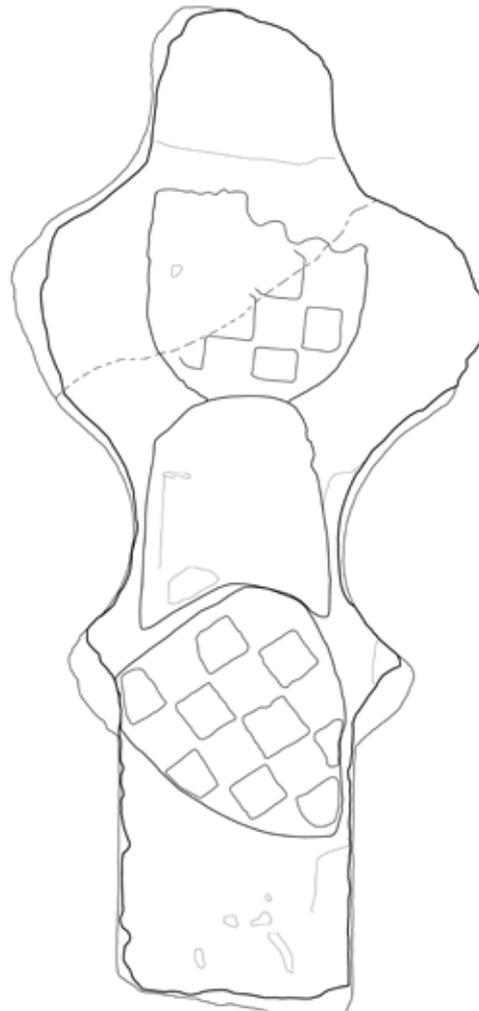
Was die Funktion des Steins betrifft, der ursprünglich nur als „Steinkreuz“ vermerkt war, stellte sich die Frage: War er ein Grenzstein? War er als Sühnekreuz oder Geleitkreuz gedacht? Oder wurde er als Bauelement an einem Gebäude befestigt und später als Spolie verwendet und im Boden vergraben?

Die am wenigsten wahrscheinliche Variante wäre das Sühnekreuz. Sühnekreuze haben normalerweise längere Arme, auch wenn sie wie in unserem Fall abgebrochen sein könnten. Was jedoch noch stärker gegen die Theorie des Sühnekreuzes spricht, ist das Wappen auf dem Stein. Sühnekreuze zeigen üblicherweise die Mordwaffe oder das berufsspezifische Werkzeug des Opfers. Die Funktion eines Grenzsteins kommt ebenfalls nicht infrage, da die Rückseite des Steins keine Verzierung oder irgendwelche großflächigen Abarbeitungspuren aufweist. Wenn es sich um einen Grenzstein handeln würde, müsste auch die Rückseite ein Wappen aufweisen, um anzuzeigen, dass dort der Grundbesitz des Angrenzers beginnt. Außerdem fehlt jegliche Markierung des Grenz-

verlaufs an der Spitze des Steins, die sogenannte Visierlinie oder Krinne, auch wenn diese im Verlauf der Zeit abgebrochen sein könnte. Viel wahrscheinlicher ist, dass der Stein als ein besitzanzeigendes Zeichen bzw. eine territoriale Markierung fungierte und ein Wappen benötigte, weil er den Besitz eines Einzelnen markierte. Ebenso realistisch wäre ein Geleitstein, der oft ein gutes Stück von einer Burg entfernt stand, deren Herren Geleitrechte ausübten, und Reisenden anzeigte, dass sie für die sichere Passage entlang des Weges bezahlen mussten. Da der Stein relativ nahe an der Burg Hohengutenberg aufgefunden wurde, bleibt letztlich offen, ob der Stein als Grenzmarkierung (zum Beispiel des Burgrechtsbezirks) oder als Geleitstein diente.

Fazit

Eines lässt sich mit Sicherheit sagen: Der Stein befand sich, unabhängig von seiner Funktion am Fundort, nicht mehr an seiner ursprünglichen Stelle. Dafür sprechen einige Anzeichen. Er wäre viel zu detailreich, um einfach im Gelände zu stehen. Die Sockelzonen bzw. die Fundamente der Steine, die für das Aufstellen im Gelände notwendig waren, waren in der Regel lang. Zudem fehlt dem Stein eine Basis. Der Abstand zwischen dem Wappen und der unteren Kante des Steins beträgt nur 23 cm, was viel zu wenig wäre, um das Kreuz stabil im Boden zu verankern. Außerdem spricht die konkave Aushöhlung auf der Rückseite des Steins dagegen. Sie scheint vielmehr darauf hinzuweisen, dass er als Bauelement beispielsweise an einem Giebel einer Burgkapelle oder über einem Tor in die Wand eingelassen gewesen sein könnte.



Somit schließt vorerst die Geschichte von Bergung und Erforschung des Wappensteins aus Gutenberg, die mehr Fragen aufwirft, als sie beantworten kann. Nach der fachgerechten Konservierung wird er nach Lenningen-Gutenberg zurückgebracht, wo er als ein bedeutender Teil der Ortsgeschichte präsentiert werden wird.

4 Umzeichnung des Lenninger Wappensteins.

Literatur

Manfred Waßner: Im Schatten der Burgen. Lenningen vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, in: Manfred Waßner: Lenningen. Mehr als nur ein Ort, Lenningen 2015, S. 39–64.
Rolf Götz: Der Dettinger Ortsadel und die Erstnennung der Gemeinde, in: Christoph J. Drüppe: Dettingen unter Teck 1251–2001. Beiträge zur Ortsgeschichte, Dettingen unter Teck 2001, S. 55–86.
Albert Schüle: Heimatbuch der Gemeinde

Dettingen unter Teck, Dettingen unter Teck 1981.

Gustav Adelbert Seyler: Abgestorbener Württemberger Adel, in: J. Siebmachers's großes Wappenbuch, Bd. 6, Abt. 2, Nürnberg 1911.

Karl Gussmann: Das Lenninger Thal und die Gutenberger Höhle, Kirchheim u. Teck 1890.

Otto von Alberti: Württembergisches Adels- und Wappenbuch, Stuttgart 1889–1916.

Praktischer Hinweis

Der Wappenstein soll an seinem Fundort wiederaufgestellt werden, wozu ein stärkerer Sockel gebaut werden muss.

Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD, Andreas Stiene;
2 RPS-LAD, Olena Leinen;
3, 4 RPS-LAD, Paul Johann Seitz

Migration? Pandemie? Klimawandel? Südwestdeutschland im 1. Jahrhundert v. Chr.

Das interdisziplinäre DFG-Projekt „Helvetiereinöde und Birkengipfel“

Elena Marinova/Sabine Rieckhoff/Manfred Rösch/Günther Wieland

Dass Baden-Württemberg von Alamannen und Franken besiedelt wurde, davor von Römern und noch früher von Kelten, ist gesichertes Schulwissen. Aber wer nun wann im 1. Jahrhundert v. Chr. ein- oder auswanderte, liegt immer noch im Dunkel der Geschichte. Aufgrund neuer archäologischer Erkenntnisse waren die Kelten bereits verschwunden und Caesar zufolge waren Germanen gekommen, lange bevor die Römer 15 v. Chr. über die Alpen marschierten. Ein zunächst auf drei Jahre angelegtes interdisziplinäres Forschungsprojekt des Landesamtes für Denkmalpflege soll nun mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft Licht in dieses Dunkel bringen.

Aus Archäologie und Botanik wird Geschichte

Das 1. Jahrhundert v. Chr. war im südlichen Mitteleuropa eine bewegte Zeit: Die spätkeltische Zivilisation löste sich auf, von Norden sickerten Germanen ein, und von Süden drangen die Römer vor. Trotz langjähriger archäologischer Forschungen sind die Einzelheiten dieser Prozesse, die am Beginn unserer historischen Überlieferung stehen, aber immer noch ungeklärt. Vor allem zum Ende der Kelten in Süddeutschland herrscht eine kontroverse Diskussion um aktuelle Stichworte wie Migration, Pandemie und Klimawandel, die auch unsere Gegenwart prägen. Den offenen Fragen widmet sich nun ein neues

Forschungsprojekt, das dem Landesamt für Denkmalpflege von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt wurde: „Helvetiereinöde und Birkengipfel: Archäologisch-botanische Forschungen zur Besiedlung und Landnutzung in Südwestdeutschland zwischen Spätlatènezeit und Römischer Kaiserzeit“. Das Projekt vereint Archäologie – das heißt die kritische Neubearbeitung von Fundplätzen und Funden des 1. Jahrhunderts v. Chr. – mit der Auswertung von Pollenprofilen zur Geschichte der Landnutzung im selben Zeitraum. Zur Synchronisierung der Ereignisse spielt dabei die möglichst genaue absolutchronologische Datierung eine zentrale Rolle.



Zum Vergleich: die Verhältnisse in Gallien

Unsere zuverlässigste Quelle für die spätkeltische Zeit ist der römische Feldherr Gaius Iulius Caesar. Er eroberte 58–52 v. Chr. ein riesiges Gebiet zwischen Atlantik und Rhein, das im Wesentlichen von keltisch sprechenden Gruppen bewohnt wurde – die künftige Provinz Gallien. Was Caesar über Land und Leute berichtet, konnte die Archäologie großenteils bestätigen und ergänzen: Die Mehrheit der eisenzeitlichen Bevölkerung lebte in Einzelhöfen, vom einfachen Bauernhof bis zum aristokratischen Landgut. Aber seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. hatten sich auch größere Dörfer allmählich zu lokalen Zentren für Handwerk und Handel, bäuerliche Märkte und religiöse Feste und damit quasi zu Vorläufern der Städte entwickelt. Die eigentliche Urbanisierung begann jedoch erst Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., als die politische Elite der Landbesitzer planmäßig die ersten Städte gründete, von den Römern *oppida* genannt. Die Oppida lagen meist auf Höhen, waren immer massiv befestigt und ihre kilometerlangen Mauern – auch in Bereichen, an denen diese gar nicht erforderlich, aber dafür weithin sichtbar waren – verraten, dass es

dabei weniger um Verteidigung ging als um Repräsentation und Kontrolle. Die Kontrolle galt vor allem dem einträglichen Handel mit dem Süden, der sich in luxuriösen Importen wie Wein und Bronzegerätschaft niederschlug. Vor allem der Sklavenhandel spielte hier eine wichtige Rolle. Die Oppidagesellschaft des 2./1. Jahrhunderts v. Chr. befand sich zweifellos an der Schwelle zu einer Hochkultur, die auf drei Innovationen basierte: der Münzprägung (und somit der Geldwirtschaft), dem Gebrauch der Schrift in Wirtschaft und Verwaltung sowie der Planung und Errichtung einer Stadt.

Obwohl durch Caesars Krieg Zehntausende getötet und versklavt worden sein sollen, erholte sich Gallien überraschend schnell. Die römische Politik war nicht daran interessiert, Strukturen zu zerstören, sondern aus der Provinz größtmöglichen Nutzen zu ziehen. Deshalb blieben bäuerliche Besitzverhältnisse erhalten, aus den Dörfern wurden bald wohlhabende Kleinstädte, der gallische Adel behielt seine Macht und die meisten Oppida erlebten eine zweite Blüte. Das Ergebnis dieser gezielten Romanisierung war eine neue „gallo-römische Kultur“. Erst 16/15 v. Chr., als Kaiser Augustus (27 v. Chr.–14 n. Chr.) Fernstra-

1 Luftbild der spätkeltischen Viereckschanze bei Westerheim (Alb-Donau-Kreis). Die mit Wall und Graben befestigten Guts-höfe waren die charakteristische ländliche Siedlungsform der spätkeltischen Zeit.



2 Die rekonstruierte Pfostenschlitzmauer des Oppidums von Creglingen-Finsterlohr (Main-Tauber-Kreis) oberhalb des Taubertals

Ben bauen und entlang derer Städte errichten ließ, wurden die Oppida ins Flachland verlegt. Im Allgemeinen geschah dies ohne Widerstand, weil sie dort von der neuen Infrastruktur wirtschaftlich profitierten und sich in einigen Fällen sogar zu römischen Städten entwickelten. Das hatte zur Folge, dass keltische Traditionen in Religion, Kunst, Handwerk und nicht zuletzt auch in der Sprache noch lange bewahrt blieben, zum Teil bis in die Spätantike.

Radikal und rätselhaft

Die Oppidakultur rechts des Rheins bot bis etwa 100 v. Chr. archäologisch ein mehr oder weniger identisches Bild. Fast alles, was wir über Siedlungswesen, Wirtschaft und Sozialstrukturen in Gallien wissen, finden wir in Süddeutschland wieder. Auch hier gab es Geld, Schrift und Stadtplanung. Auch hier wurde das fruchtbare Land von einem Netz aus Einzelhöfen (sogenannten Viereckschanzen) überzogen (Abb. 1); auch hier förderten Bodenschätze und Fernwege die Entwicklung von dörflichen Zentren, zum Beispiel zur Salzgewinnung (Schwäbisch Hall, Baden-Württemberg), zur Eisenproduktion (Berching-Pollanten, Bayern) oder zu Handelsplätzen an Verkehrsknotenpunkten (Hüfingen, Baden-Württemberg); auch hier wurden Oppida gegründet: in Baden-Württemberg zum Beispiel bei Kirchzarten im Dreisamtal am Aufstieg über den Schwarzwald, der Heidengraben bei Grabenstetten am Nordrand der Schwäbischen Alb, sowie bei Finsterlohr an der Tauber (Abb. 2).

Aber trotz aller Übereinstimmungen könnte die Geschichte links und rechts des Rheins nicht unterschiedlicher verlaufen sein. Eine kulturelle Kon-

tinuität zwischen Kelten und Römern, wie sie in Gallien ins Auge springt, sucht man in ganz Süddeutschland bislang vergeblich. Ob Hof, Dorf oder Stadt – es gab keine einzige keltische Siedlung, die ohne Unterbrechung bis in die römische Kaiserzeit bestand.

Alle Funde und Befunde sprechen dafür, dass sich das Ende der rechtsrheinischen Oppidakultur nicht als langsamer Niedergang vollzog, sondern rasch und radikal erfolgte. Der Zusammenbruch begann in Südwestdeutschland um 100 v. Chr. und

führte dazu, dass in kürzester Zeit das Leben auf dem Lande wie in der Stadt erlosch: Repräsentative Gutshöfe wurden eingeeicht, blühende Dörfer verlassen, großzügig geplante Städte nicht weiter ausgebaut (Kirchzarten und Heidengraben, Baden-Württemberg). Bisher ist es allerdings ein Rätsel, warum und wohin die keltischen „Helvetier“ verschwunden sind, die laut Tacitus ursprünglich zwischen Rhein, Main und oberer Donau gelebt haben sollen. Hatte es eine Revolution gegeben? Brach eine Pandemie aus? Kam es zu Umweltkatastrophen? Sind die Kelten vor den aus dem Norden kommenden Kimbern geflohen, die zwischen 113 und 110 v. Chr. durch Süddeutschland gezogen sein sollen? Oder haben sie sich freiwillig deren Raubzügen angeschlossen und sind auf den germanischen Schlachtfeldern in Südfrankreich und Oberitalien gefallen? Wo auch immer sie geblieben sind, alles spricht dafür, dass sie die „Helvetiereinöde“ zurückließen, die schon in der Antike sprichwörtlich wurde. Lediglich in zwei Grenzregionen stabilisierte sich die Situation 90/80 v. Chr. zumindest vorübergehend wieder: Am südlichen Oberrhein entstanden Kleinstbefestigungen auf und beim Münsterberg von Breisach und am Hochrhein mit dem Oppidum Altenburg ein neues Zentrum für den Fernverkehr.

Das keltische Fundmaterial – Fibeln, Münzen und Amphoren (Abb. 3) – lässt sich nicht aufs Jahr genau datieren, anders als etwa Holzfunde anhand ihrer Jahrringe. Es besteht aber dennoch kein Zweifel, dass rechts des Rheins zwischen dem Ende der Oppidakultur und dem Beginn der römischen Eroberung eine gewaltige zeitliche Lücke klafft. Denn erst unter Kaiser Augustus über-

schritten die Römer die Alpen und errichteten am Hochrhein 15 v. Chr. bei Dangstetten das erste Militärlager in Süddeutschland. Aber auch damit war die Lücke noch lange nicht geschlossen. Bis zur zivilen Aufsiedlung durch römische Kolonisten vergingen noch mehrere Jahrzehnte. Und da die römische Kastellkette im Laufe der nächsten 150 Jahre nur langsam nach Norden und Osten vorgeschoben wurde, bis der endgültige Verlauf des Limes feststand, vergrößerte sich der zeitliche Abstand zwischen keltischer und römischer Besiedlung immer mehr.

Die Germanen kommen!

Mit den Kimbern kam die dritte ethnische Komponente ins Spiel – die Germanen. Mit diesem Begriff bezeichnete Caesar ursprünglich alle Stämme, die sich zu seiner Zeit östlich des Rheins aufhielten; heute dagegen ist es ein Sammelbegriff für viele eisenzeitliche Kulturgruppen nördlich der Mittelgebirge in einem weiten Raum zwischen Niederrhein und Weichsel. Einzelne Verbände, wie die schon erwähnten Kimbern, sickerten bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. in die Oppidagesellschaft ein. Von Caesar erfahren wir, dass gegen 80 v. Chr. ein germanischer Anführer namens Ariovist mit seinem Heer nach Südwestdeutschland einwanderte. Gegen 70 v. Chr. soll er mit angeblich 120 000 Germanen versucht haben, sich in Ostgallien dauerhaft niederzulassen. Die Gallier riefen jedoch die Römer zu Hilfe, die dem germanischen Spuk rasch ein Ende machten. Caesar besiegte Ariovist 58 v. Chr. im Elsass und drängte die Germanen erfolgreich wieder zurück über den Rhein. Ob und gegebenenfalls wo sich diese niederließen, soll in diesem Projekt geklärt werden. Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass archäologische Holzfunde am Oberrhein, vor allem Eichen aus römischem Zusammenhang, eine um 60 v. Chr. einsetzende Wiederbewaldung anzeigen.

Archäologisch bleibt die Ariovist-Episode bisher fast unsichtbar. Erst ab Mitte des Jahrhunderts und nur in einem eng begrenzten Gebiet im nördlichen Baden-Württemberg und Bayern, vom



3 Bronzefibeln aus dem spätkeltischen Oppidum von Altenburg-Rheinau (Grabung 2022 in Altenburg, Gemeinde Jestetten, Landkreis Waldshut).

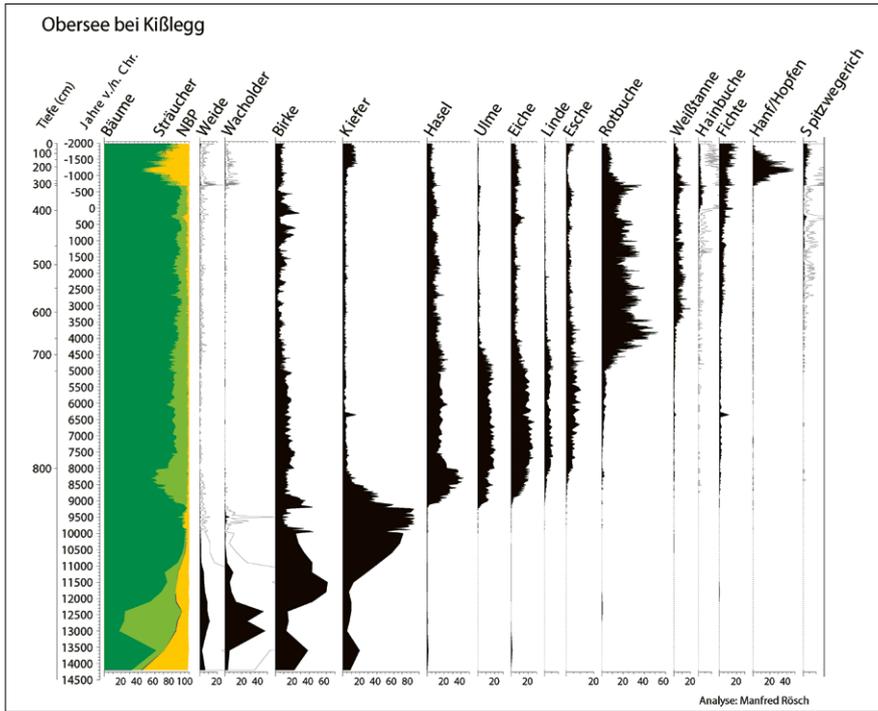


4 Frühgermanische Tonsitula der Großbromstedter Kultur mit Rollrädchenverzierung aus einer Siedlung bei Lauda-Königshofen (Main-Tauber-Kreis).

Taubertal bis Mainfranken, fand zum zweiten Mal eine Einwanderung aus dem Raum nördlich der Mittelgebirge statt, die historisch unerwähnt bleibt, aber diesmal archäologisch gut belegt ist. Der sogenannten Großbromstedter Kulturgruppe ging es offenbar nicht mehr um kurzfristige Beutezüge, sondern um langfristigen Landgewinn, das heißt um eine regelrechte Kolonisation (Abb. 4). Die Einwanderer blieben bis in augusteische Zeit sesshaft, wurden dann aber offenbar von den Römern deportiert, denn von da an versiegen die archäologischen Quellen bis ins 2. Jahrhundert n. Chr.

Landnutzung und Landaufgabe

Nachdem es bisher weder der historischen Forschung noch der Archäologie gelungen ist, die verworrenen Fäden der Überlieferung zu entwirren, kommt nun die Archäobotanik, genauer

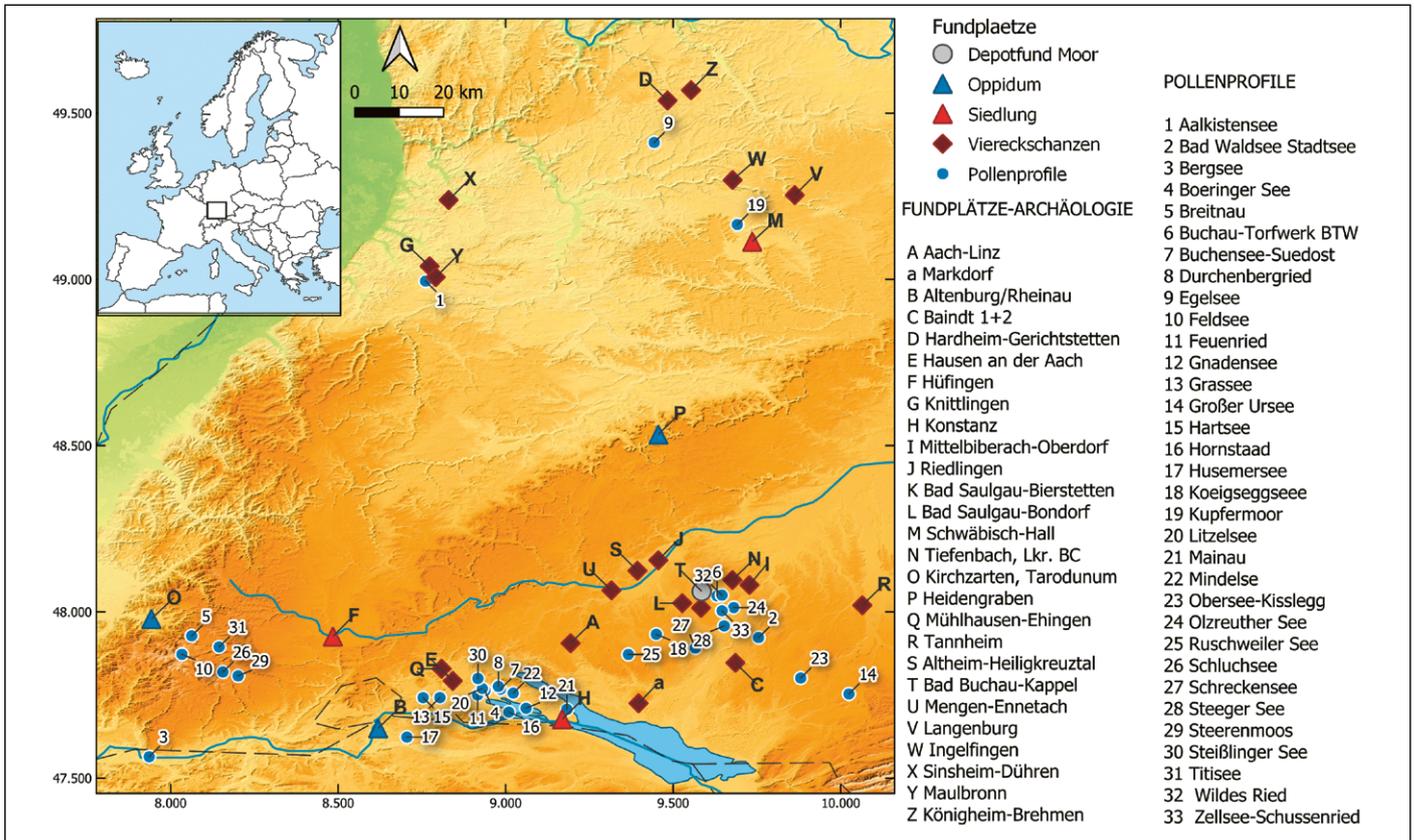


6 Lage der für das Projekt relevanten archäologischen Fundstellen und palynologischen Archive in Südwestdeutschland.

gesagt die Vegetationsgeschichte, ins Spiel: Am Pollenniederschlag in Seen und Mooren lässt sich ablesen, ob eine Gegend besiedelt war und in welchem Umfang dort Landwirtschaft betrieben wurde oder ob das kultivierte Land aufgegeben worden war, brachlag und der spontanen Wie-

5 Im Pollenprofil aus dem Obersee in Kisslegg sind anhand der Birkenpollenkurve besonders viele Landnutzungsunterbrechungen zu erkennen, die der naturräumlichen Ungunst geschuldet sein dürften.

derbewaldung anheimfiel (Abb. 5). Wenn Ablagerungen im Zentrum eines Sees oder der Torf eines Moores kontinuierlich anwachsen können, bildet sich darin eine lückenlose Abfolge von Be- und Entsidlungsphasen im Umkreis der jeweiligen Fundstelle ab. Um diese Abfolge nutzbringend auf den archäologischen Befund übertragen zu können, muss sie allerdings möglichst exakt datiert werden. Hier ist jedoch eine hohe Hürde zu überwinden: Für die Jungstein- oder Bronzezeit ist es nämlich ziemlich belanglos, ob eine Siedlung in diesem oder dem nächsten Jahr abgebrannt ist – auch wenn solche jahrgenauen Angaben dank der Dendrochronologie mittlerweile möglich sind, weil sich die Daten ohnehin nicht mit historisch bekannten Vorgängen in Verbindung bringen lassen. Aber im 1. Jahrhundert v. Chr. sieht das anders aus, weil sich schriftliche Quellen erhalten haben, in denen Fakten und Daten jahrgenau überliefert





7 Luftbild des spätkel-
tischen Oppidums von
Altenburg-Rheinau.
Die Doppelschleife im
Hochrhein war im 1. Jahr-
hundert v. Chr. durch Ab-
schnittsbefestigungen auf
deutscher (rechts: Halbinsel
Schwaben, Altenburg) und
schweizerischer Seite (links:
Rheinau) befestigt.

sind, die wir nicht außer Acht lassen dürfen – zum Beispiel über das Vordringen der Germanen. Archäologie und Vegetationsgeschichte müssen daher versuchen, ihre unterschiedlichen Daten miteinander zu synchronisieren.

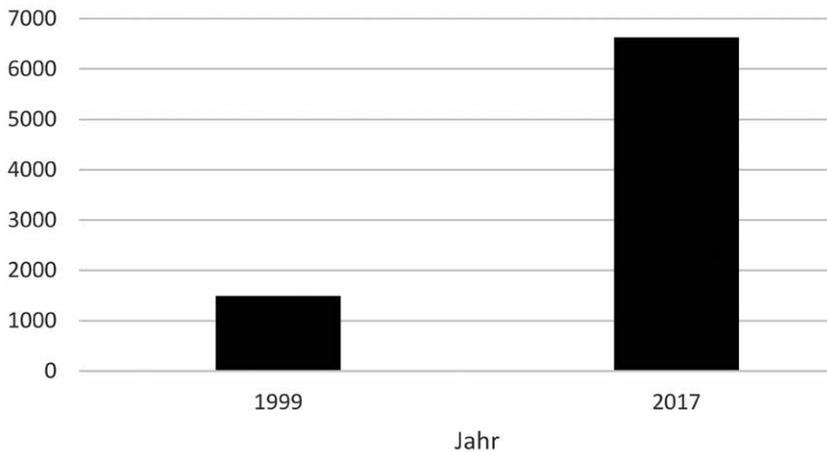
Glücklicherweise muss das Forschungsprojekt nicht am Punkt null beginnen, weder in der Archäologie noch in der Archäobotanik. Denn einerseits gibt es umfangreiches archäologisches Fundmaterial aus verschiedenen Grabungen, das unter den Gesichtspunkten Datierung und kulturelle Zuordnung einer gründlichen Neubearbeitung unterzogen werden soll. Andererseits hat das Labor für Archäobotanik des Landesamtes für Denkmalpflege in den vergangenen Jahrzehnten zahlreiche zeitlich hoch aufgelöste und gut datierte Pollenprofile erarbeitet, die für eine Auswertung verfügbar sind. Sie decken allerdings vor allem das Alpenvorland und den Schwarzwald ab (Abb. 6). Die für die Geschichte der Eisenzeit wichtigen Landschaften im Einzugsgebiet des Neckars sind leider weniger vertreten, weil dort mangels Seen und Mooren vegetationsgeschichtliche Archive von hoher Qualität sehr selten sind. Dem soll aber durch neue Untersuchungen, unter anderem im Kupfermoor bei Schwäbisch Hall, abgeholfen werden. Ein wichtiges Untersuchungsergebnis könnte auch der Husermer See im Kanton Zürich liefern. Er liegt nicht nur günstig in der Nähe des Oppidums Altenburg (Abb. 7), wo aktuell neue archäologische Untersuchungen durch das Landesamt für Denkmalpflege stattfinden, sondern seine Ablagerungen sind auch zwischen Jungsteinzeit und Mittelalter jahreszeitlich geschichtet, vergleichbar den Jahrringen eines Baumes. Im Idealfall wird sich daher eine jahrgenaue Datierung der im Sediment dokumentierten Besiedlungsabfolge mit der archäologisch gewonnenen Chronologie des Oppidums verknüpfen lassen.

Was Birkengipfel verraten

In allen bisher vorliegenden Pollenprofilen aus Südwestdeutschland zeichnet sich ein starker Rückgang oder gar ein Aussetzen der Landnutzung während des 1. Jahrhunderts v. Chr. ab: Die Pollen von Kulturpflanzen und von Offenlandzeigern, also den Pflanzen von Äckern, Weiden und Siedlungen, gehen zurück; dagegen nehmen die Pollen von Waldpflanzen, besonders von Bäumen, zu. Das ist bedingt durch das waldfreundliche Klima, das am Ende einer Landnutzung regelmäßig eine Wiederbewaldung auslöst. Dieser Prozess läuft immer gleich ab – innerhalb mehrerer Jahrzehnte über mehrere Stadien, von der Unkrautflur über Birkenhaine bis hin zu dicht schattenden Wäldern aus Rot- und Hainbuchen oder Weißtannen (Abb. 8). Aber im Gegensatz zur Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, in der vielerorts wegen langfristig aussetzender Bewirtschaftung das Endstadium Wald erreicht wurde, bricht im 1. Jahrhundert v. Chr. die Regeneration des Waldes schon frühzeitig, das heißt noch während der Birken-Vorwaldphase, ab, weil offenbar erneut gerodet und angebaut wurde (Abb. 9). Die Kelten können dafür allerdings nicht mehr und die Römer noch nicht verantwortlich gewesen sein – zumal es nach dem Alpenfeldzug noch Jahrzehnte dauerte, bis endlich wieder neue Gutshöfe und Dörfer entstanden (Abb. 10). Wenn es weder Kelten noch Rö-

8 Die Birke ist ein Pionier-
gehölz, das beim Brach-
fallen von Ackerflächen
die Wiederbewaldung
einleitet. Aufgrund ihrer
hohen Pollenproduktion
ist dies gut fassbar.

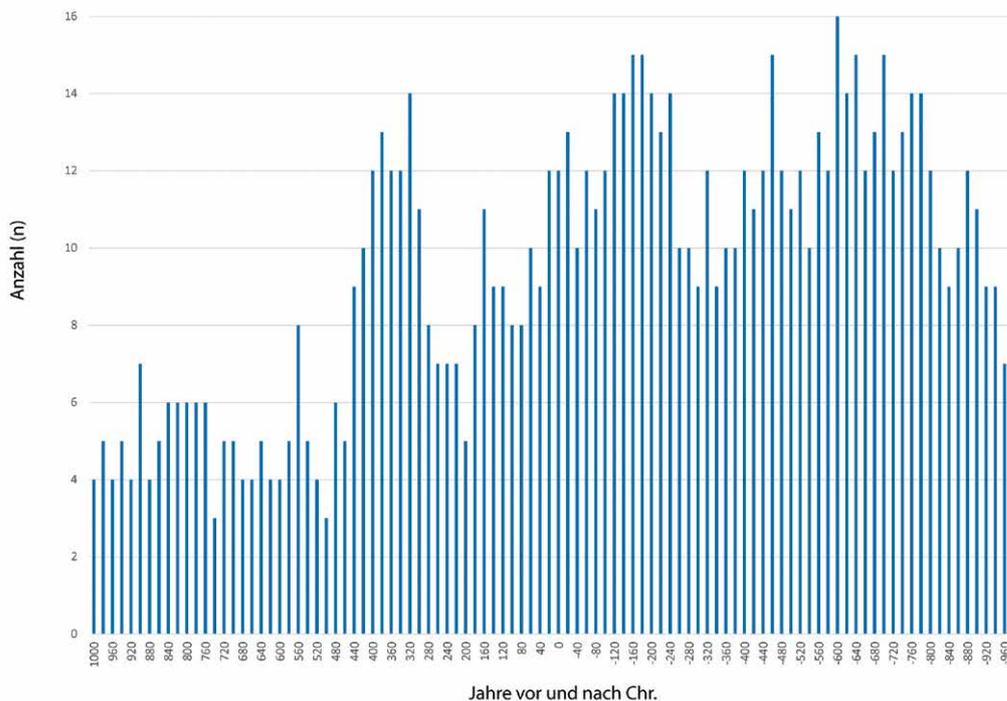




9 Birkenpollen-Niederschlag im Versuchsgelände Forchtenberg, Hohenlohekreis, Vergleich der Jahre 1999 und 2017. Aufgrund der Wiederbewaldung von Versuchsfeldern haben die Birkenpollen stark zugenommen.

mer waren, die das Land erneut bebaut haben, wer war es dann? Hier hilft ein Blick nach Bayern weiter. Dort konnte aufgrund sorgfältiger Überprüfung archäologischer Altfinde die sogenannte Südostbayerische Gruppe anhand ihrer typischen Keramik und Fibeln identifiziert werden (Abb. 11). Diese aus Nordwestthüringen eingewanderten Germanen haben sich kurzfristig, zwischen circa 80 und 40 v. Chr., in dem von den Kelten bereits verlassenem Land entlang wichtiger Fernverkehrswege niedergelassen, bevorzugt in ehemaligen Gutshöfen, die vielleicht noch am Birkenbewuchs kenntlich waren. Wie die Gräber der Einwanderer verraten, haben sie es zu einigem Wohlstand gebracht, bevor sie von heute auf morgen spurlos wieder im Strom der Wanderungen dieser bewegten Zeit verschwanden. Ähnlich könnte es sich in Baden-Württemberg abgespielt und in der antiken Überlieferung in der Gestalt von Ariovist niedergeschlagen haben.

10 Statistik des Birkenpollen-Niederschlags, der in 32 südwestdeutschen Pollenprofilen in 20-Jahres-Intervallen besonders viele Landnutzungsunterbrechungen im 4. und 2. Jahrhundert v. Chr. sowie im 7. Jahrhundert n. Chr. anzeigt.



Eindeutig frühgermanische Siedlungsspuren wie in Bayern gibt es zum Beispiel in Schwäbisch Hall, dessen Salzquellen für Germanen aus Thüringen oder Sachsen-Anhalt ebenfalls attraktiv gewesen sind. Meist jedoch handelt es sich nur um wenige signifikante Scherben unter großen Mengen keltischer Ware. Das ist kein Wunder, weil grobe handgemachte Siedlungskeramik nicht leicht zu differenzieren ist und in Baden-Württemberg nie systematisch nach Germanen gesucht worden ist. Inzwischen hat sich der Forschungsstand aber nicht nur in Bayern, sondern auch in Hessen und vor allem nördlich der Mittelgebirge wesentlich verbessert, sodass ein durch Vergleichsmaterial geschärfter Blick für neue Entdeckungen sorgen kann. Dabei muss sich das Augenmerk vor allem auf Funde im Einzugsbereich derjenigen Fernwege richten, die nachweislich von Germanen genutzt worden sind. Zum Beispiel auf einen Weg, der von Thüringen über das Taubertal vorbei an Schwäbisch Hall bis an den Hochrhein bzw. zum Oppidum Altenburg führte und an dem mehrere Deponierungen hinterlassen wurden. Sie markieren eine Art Knotenpunkt auf der Schwäbischen Alb, bezeichnenderweise nicht weit von dem ehemaligen Oppidum Heidengraben entfernt (Abb. 12). Die Münzen unter diesen – vielleicht aus kultischen Gründen – deponierten Objekten könnten dafür sprechen, dass sie von germanischen Söldnern in keltischen Diensten niedergelegt worden waren, die auch in Altenburg ihre Spuren hinterlassen haben. In den kommenden drei Jahren wird ein interdisziplinäres Team aus den Bereichen Archäologie und Botanik versuchen, die bisher noch zusammenhanglos wirkenden archäologischen Funde und Befunde des 1. Jahrhunderts v. Chr. in Südwestdeutschland mit den Ergebnissen der Vegetationsgeschichte zu einem neuen Bild der Besiedlungsgeschichte zusammenzufügen. Dafür muss nicht nur die Chronologie der Vegetationsgeschichte durch Radiokarbondatierungen (¹⁴C) präzisiert werden, auch in der Archäologie werden innovative Methoden

zum Einsatz kommen. Durch ¹⁴C-Datierungen von Brandschichten der Gutshöfe soll deren Ende und damit das Ende der Oppidakultur absolutchronologisch genauer bestimmt werden, und durch ¹⁴C-Datierungen von Lipidrückständen aus – insbesondere germanischer – Keramik deren Alter, um es zur Landnutzungsunterbrechung in Beziehung setzen zu können. Von dieser Bündelung der Methoden und der Fokussierung interdisziplinärer Zusammenarbeit auf die gemeinsame Fragestellung dürfen wir neue Erkenntnisse zur Siedlungsdynamik Baden-Württembergs im 1. Jahrhundert v. Chr. erwarten. ◀



11 Germanischer Grabfund mit Gürtelhaken, Fibeln und eiserner Schere aus Südostbayern, erste Hälfte 1. Jahrhundert v. Chr.

12 Ein Hortfund spätkeltischer Silbermünzen aus Merklingen (Alb-Donau-Kreis) ist vielleicht mit germanischen Söldnern der Zeit zwischen 80 und 60 v. Chr. in Verbindung zu bringen. Die Münzen haben beste Parallelen im Oppidum Altenburg-Rheinau am Hochrhein.



Literatur

Jörg Bofinger und Gerd Stegmaier: Städte der Kelten. Urbane Zentren der späten Eisenzeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, Bd. 86, Stuttgart 2023.

Manfred Rösch, Karl-Heinz Feger, Elske Fischer, Matthias Hinderer, Lucas Kämpf, Angelika Kleinmann, Jutta Lechterbeck, Elena Marinova, Antje Schwalb, Gegeensuvd Tserendorj und Lucia Wick: How changes of past vegetation and human impact are documented in lake sediments: Paleoenvironmental research in Southwestern Germany, a review, in: Michael R. Rosen, David B. Finckelstein, Lisa Park Boush und Sila Pla-Pueyo (Hrsg.), Limnogeology: Progress, challenges and opportunities. A tribute to Elizabeth Gierlowski-Kordesch, Syntheses in Limnogeology, Berlin/Heidelberg 2021, S. 107–134.

Sabine Rieckhoff und Manfred Rösch: Ein keltischer Exodus? Archäologisch-botanische Überlegungen zum Übergang Eisenzeit – Römische Kaiserzeit in Südwestdeutschland, in: Raimund Karl und Jutta Leskovar (Hrsg.), Interpretierte Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 8. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie, Linz 2019, S. 57–87.

Michael Nick: Der spätlatènezeitliche Silbermünzhort von Merklingen „Brühl“ – ein Beitrag zur Diskussion um die „Helevetier-einöde“ in Südwestdeutschland, in: Fundberichte aus Baden-Württemberg 38/2018, S. 367–390.

Sabine Rieckhoff: Der Untergang der Städte. Der Zusammenbruch des keltischen Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, in: Claus Dobiati, Susanne Sievers und Thomas Stöllner (Hrsg.), Dürrnberg und Manching. Wirtschaftsarchäologie im ostkeltischen

Raum. Internationales Kolloquium Hallein 1998. Kolloquien zur Vor- u. Frühgeschichte 7, Bonn 2002, S. 359–379.

Günther Wieland: Die Spätlatènezeit in Württemberg. Forschungen zur jüngeren Latènekultur zwischen Schwarzwald und Nördlinger Ries, in: Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Bd. 63, Stuttgart 1996.

Abbildungsnachweis

1, 7 RPS-LAD, Christoph Steffen; **2** RPS-LAD, Patrick du Mont; **3, 4, 12** RPS-LAD, YM; **5, 9, 10** RPS-LAD, Manfred Rösch; **6** RPS-LAD, Elena Marinova; **8** Zeichnung oben: Tafel 21, Flora von Deutschland Österreich und der Schweiz (1885) aus www.BioLib.de; Universität Tübingen, Foto: Shaddai Heidgen; **11** Wolfram Schmidt, Regensburg

Citizen Science am Dreiländereck

Das grenzüberschreitende Ehrenamtprojekt Burg Rötteln

Heiko Wagner/Andreas Haasis-Berner/Bertram Jenisch/Moritz Lange

Durch eine Interreg-Förderung der EU im Rahmen des trinationalen Großprojekts „Châteaux rhénans – Burgen am Oberrhein“ erhielt die Burgenforschung im Regierungsbezirk Freiburg neue Impulse. Eine Forschungsgrabung erfasste zwischen dem 22. Mai und dem 21. Juli 2023 wesentliche Strukturen der frühen Bauphasen der Burg Rötteln. Zahlreiches stratifiziertes Fundmaterial hilft nun bei der Datierung von Bauphasen und illustriert das Leben auf der Burg. Wesentlich für das gesamte Projekt ist die Arbeit der Ehrenamtlichen auf der Grabung wie auch bei der Aufbereitung.

Neuer Schwung für alte Mauern

Über mehrere Jahre hinweg finanziert die EU im Rahmen von Interreg VI zahlreiche grenzüberschreitende Kooperationen am Oberrhein. Im Großprojekt „Châteaux rhénans – Burgen am Oberrhein“ sollen die Burgen zwischen der Pfalz, dem Elsass, Baden und der Nordwestschweiz insgesamt besser sichtbar und bekannter werden. Möglichkeiten dafür gibt es viele – von besserer Zugänglichkeit, Führungen und Festivals bis zu Publikationen und der Vernetzung der Werbung und der Organisationen auf einer Internetplattform. Dabei sollen sich Bürger und Organisationen, die sich mit den Burgen beschäftigen, besser kennenlernen und zusammenarbeiten (Abb. 2). Von grundlegender Wichtigkeit ist jedoch die archäologische und bauhistorische Forschung.

Ohne neue Ergebnisse würde man letztlich nur „alten Wein in neue Schläuche“ umfüllen. Zwei Unterprojekte verbessern die burgenfachlichen Grundlagen:

Das eine ist die von Jacky Koch (Archéologie Alsace) geleitete Grabung auf der Oedenbourg (etwa 400 m westlich der berühmten Hohkoenigsbourg auf demselben Bergrücken gelegen). Hier werden die weiträumigen Mauerstrukturen im Außenbereich der Ruine erforscht. Mit ihnen verknüpfen sich in der Fachliteratur Überlegungen über eine frühe Zeitstellung und damit auch zur Entstehung der frühen Burgen im Elsass überhaupt. Hierzu wurden ab Sommer 2023 insgesamt drei jeweils dreiwöchige Grabungskampagnen angesetzt, die mit Freiwilligen unternommen werden.



Das zweite Unterprojekt ist eine Kooperation vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg und den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg und widmet sich der Burg Rötteln (Lörrach-Haagen, Landkreis Lörrach).

Eckdaten zur Burg Rötteln

Die Burg Rötteln liegt rechtsrheinisch, ganz im Süden des Regierungsbezirks Freiburg an der südwestlichsten Ecke Baden-Württembergs (Abb. 1). Sie befindet sich damit unweit des Rheinknies, direkt vor den Toren von Basel. Aber auch der Oberrhein und die französische Grenze liegen nur 8 km westlich. Diese geografische Lage spiegelt sich eindrucksvoll in der Geschichte der Burg wider. Deshalb wurde im Jahre 2019 eine Tagung der Staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg „Burg Rötteln – Herrschaft zwischen Basel und Frankreich“ benannt und im Jahre 2020 unter diesem Titel veröffentlicht.

Die Geschichte der Burg ist seit 900 Jahren nicht nur eng mit Basel und der heutigen Nordschweiz, sondern auch mit Burgund und Frankreich verbunden. Die Herren von Rötteln amtierten als Vögte für die rechtsrheinischen Besitzungen des

Basler Klosters St. Alban. Sie stellten im 13. und frühen 14. Jahrhundert drei Bischöfe von Basel. Die jeweiligen Herren der Burg hatten oft großen Einfluss in der Stadt und dort auch Wohnsitz. Einen Tiefpunkt in diesen Beziehungen bildete allerdings das Jahr 1332, als der Markgraf von Hachberg-Sausenburg (diese Familie hatte die 1316 ausgestorbenen Herren von Rötteln beerbt) den Basler Bürgermeister ermordete. Daraufhin zogen die Basler vor die Burg. Näheres zu dieser „Belagerung“ ist derzeit nicht bekannt.

Im 15. Jahrhundert waren einige Markgrafen von Hachberg-Sausenburg (die sich nun auch nach der Burg Rötteln nannten) durch Lehen mit Burgund und Frankreich verbunden. Rudolf IV. amtierte als Diplomat, Rat und Kammerherr unter den Herzögen Philipp dem Guten und Karl dem Kühnen von Burgund. In dieser Zeit war Rötteln auch ein Hort der Kunst und der Gelehrsamkeit. Hans von Waltheym aus Halle besuchte die Burg am 9. Juli 1474 und überliefert in diesem Zusammenhang das Vorhandensein einer Manufaktur für Tapissereien nach neuester burgundischer Manier mit Flachwebstühlen.

Während des Dreißigjährigen Krieges wurde die Burg 1638 durch Herzog Bernhard von Weimar

1 Die Burg Rötteln bei Lörrach ist eine der am besten erhaltenen Burgen in Baden. Hier die Ansicht von Osten.



2 Das von Interreg VI entwickelte Logo des Gesamtprojektes ist während der gesamten Laufzeit des Projektes präsent.



3 Von der ersten Minute an waren die Ehrenamtlichen trotz hoher Temperaturen mit vollem Einsatz dabei.

im Auftrag Frankreichs eingenommen und dabei wohl beschädigt. Im sogenannten Holländischen Krieg zwischen Habsburgern und Bourbonen griffen die Truppen Ludwigs XIV. die Burg an und brannten sie 1678 nieder. Ihre endgültige Zerstörung mit der Schleifung der Bastionen vor dem Südtor erfolgte 1689.

Seit 1926 wird die Burgruine durch den Röttelnbund betreut, der auch die Grabung tatkräftig unterstützt und ermöglicht hat.

Ausbildung und Forschung – trinational

Die Burg Rötteln ist seit dem 19. Jahrhundert vom Schutt befreit und sukzessive saniert worden. Sie zeigt heute zahlreiche verschiedene Bauten, viele Bauphasen und die Spuren zahlloser Sanierungen und Rekonstruktionen. Die zeitliche Abfolge und die Datierung vieler Bauelemente waren bisher noch nicht bekannt. Die Grabung sollte einige dieser Fragen beantworten und versuchen, aus den vielen Zeitschichten der Burg die ältesten, hochmittelalterlichen Baureste herauszuschälen. Bei der Grabung handelt es sich um die erste Forschungsgrabung an einer Burg seit 19 Jahren, die im Regierungsbezirk Freiburg unternommen wurde.

Getragen wurde sie durch Ehrenamtliche nicht nur aus Deutschland, sondern auch aus Frank-

reich und der Schweiz. Die Burg Rötteln wird so ein weiteres Symbol der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit. Es erwies sich nach drei Jahren der Corona-Pandemie als wichtig, endlich wieder eine Aktion für Ehrenamtliche anbieten zu können. Es zeigte sich, dass auch Fachstudenten gerne die Gelegenheit zum Erwerb von Grabungserfahrung nutzten. Um möglichst vielen Menschen die Gelegenheit zur Mitarbeit zu geben, konnte jeder für die Dauer von einer Woche mitwirken. In dieser kurzen Zeit konnten natürlich nur erste Grundlagen in der Grabungsmethodik vermittelt werden. Auf diese Weise nahmen 44 Personen, davon 31 aus Deutschland, sieben aus Frankreich und sechs aus der Schweiz, an der Grabung teil. Zur besseren Erkennung der verschiedenen Fundmaterialien in den Grabungsschnitten erfolgte zunächst als Einführung eine Geländebegehung im Grabenbereich. Die Funde wurden dann abends auf einem Fundtisch ausgelegt und erläutert, was auf großen Zuspruch stieß.

Eines der Ausbildungsziele bestand darin, den Teilnehmenden einfache, grundlegende Dokumentationsmethoden zu vermitteln. Dazu gehört das inzwischen auf Plangrabungen nicht mehr praktizierte Zeichnen von Hand auf Millimeterpapier im Feldrahmen. Diese bereits „historische“ Technik hat den unschlagbaren Vorteil, dass sie

auch ohne Satellitenempfang, Elektrizität oder dergleichen funktioniert.

Das Abtragen der Erdschichten erfolgte rein manuell mit Kleinwerkzeug (Abb. 3). Neben der besseren Erkennung und Schichtzuweisung von Funden macht dieses Vorgehen die Grabung auch weniger unfallträchtig. Zu den täglichen Abläufen gehörte wesentlich die Besprechung von baugeschichtlichen Fragen. Dadurch konnten die Wege zu ihrer Lösung – etwa die Positionierung neuer Schnitte zur Klärung von Mauerverläufen – erläutert und diskutiert werden.

Zusammenhänge gesucht ...

Die Zusammenführung der Grabungsergebnisse mit der noch laufenden bauhistorischen Dokumentation und Untersuchung des Nordteils der Oberburg durch die Bauforscherin Katharina Herrmann hat gerade begonnen. Deshalb können hier nur erste Eindrücke und Ergebnisse vorgestellt werden, auch wenn es schon

einen Entwurf für eine aktualisierte Bauphasenfolge gibt.

Die heute mehrgliedrige Burg entstand ursprünglich auf der höchsten Stelle des schroffen Kalksteinfelsens. Die ältesten (Lese-)Funde von der Burg stammen aus der Zeit um 1100. Dies entspricht vermutlich der Datierung der ältesten Bauteile. Dabei handelt es sich um eine 1,6 m mächtige und im Süden der Oberburg auf einer Länge von etwa 24 m nachzuweisende Mauer aus Kalksteinen, die an ihrer höchsten Stelle noch etwa 10 m erreicht. Sie ist auf der Westseite ebenfalls über mehrere Meter Länge belegt, im Osten und im Nordwesten in Ansätzen (Abb. 4).

Durch künftige geophysikalische Untersuchungen ist abzuklären, ob die mächtige Kalksteinmauer der Oberburg die Außenmauer eines einzigen großen Wohnbaues bildete oder ob sich darin ein frei stehender, kleinerer Wohnturm von quadratischem oder rechteckigem Grundriss befand, den die Grabung noch nicht erfasste.

4 Aufnahme der Oberburg mit den jeweiligen Grabungsschnitten. Der nördliche Bergfried ist am unteren Bildrand zu sehen, die Kalksteinmauer verläuft in der Bildmitte von rechts nach links.





5 Der Tag der offenen Grabung stieß bei der Bevölkerung auf großes Interesse. Die Auslage der Grabungsfunde im kühlen Keller war immer dicht umlagert.

6 Das jährliche Treffen der ehrenamtlichen Mitarbeiter des Regierungsbezirks Freiburg in Lörrach fand mit einem Besuch der Grabungen auf Burg Rötteln seinen Höhepunkt.

Eines der Grabungsziele – die Laufniveaus und Bauschichten des späten 11./frühen 12. Jahrhunderts zu finden – konnte aus zeitlichen Gründen nicht erreicht werden. Am Nächsten kommen wir diesem Zeithorizont mit der Verfüllung eines Backofens (erste Hälfte bis Mitte 13. Jahrhundert).

Der ursprüngliche Zugang zur Burg erfolgte im Nordosten. Hier sind die Reste des zugemauerten romanischen Burgtores vorhanden. Dieses wurde im 13. Jahrhundert verlegt, als die Unterburg im Süden gegründet und deshalb eine direkte Verbindung dorthin notwendig geworden war.

Im frühen 13. Jahrhundert fanden grundlegende Umbauten statt. An der höchsten Stelle wurde der Bergfried errichtet. Südlich der Kalksteinmauer entstand auf der Ostseite des Sporns ein Palas. Auf der Westseite konnten durch die Grabung die Reste eines großen Backofens, darüber der Lehmestrich einer Feuerstelle, lehmige Bodenhorizonte mit Holzkohlen und zahlreiche Tierknochen sowie das Fragment eines Küchenmörser aus Keramik nachgewiesen werden. Dies dürfte bedeuten, dass mindestens seit dem frühen 13. Jahrhundert der Bereich als Küche, Bäckerei und Schlachtereidiente. Hier war bislang die Kapelle verortet worden. Die Grabungen belegen, dass sich diese an einer anderen Stelle befinden muss. Nach Aufgabe der Küche wird sich in dem erfassten Gebäude ab dem 15. Jahrhundert eher der Dürnitz oder die Hofstube befunden haben. Im Erdgeschoss war wohl der Aufenthaltsort für die Burgbesatzung.

Im späten 15. Jahrhundert wurden größere Teile der Oberburg aufgefüllt. Vorangegangen waren Baumaßnahmen, wie der Bau einer neuen Ost-

mauer im nördlichsten Teil. In den Auffüllungen im obersten Burghof fanden sich außer Keramik auch sehr viele Tierknochen. Das kleine, dunkle Gewölbe am Fuße des oberen Bergfriedes entstand erst im frühen 16. Jahrhundert. Die Umbaumaßnahmen des 15. Jahrhunderts stehen sicherlich im Zusammenhang mit der Verdichtung der Bebauung in der Unterburg und der Errichtung von Zwingeranlagen – Folge der deutlich gestiegenen Bedeutung der Burgherren und somit den Anforderungen an einen Verwaltungssitz, in dem auch, wie erwähnt, Tapissereien gefertigt wurden.

... aber auch viele Funde

Neben der Klärung wichtiger baugeschichtlicher Probleme und dem Aufwerfen neuer Fragen erbrachte die Grabung zahlreiches Fundmaterial (Abb. 5). Erstmals liegt ein großer, nach modernen Methoden (stratifiziert) gebogener Fundbestand von dieser bedeutenden Burg vor. Die Funde – vor allem des 13. bis 17. Jahrhunderts – illustrieren viele Lebensbereiche auf der Burg. Dazu gehören das Vorhandensein und die Entwicklung verschiedener Kacheltypen (Heizung), Lampenschälchen (Beleuchtung) und Tierknochen (Ernährung, Landwirtschaft). Einige in Bruchstücken vorhandene Schröpfköpfe waren Teil der damaligen medizinischen Versorgung. Ein viereckig geschnittener Knochenstab ist als Halbfabrikat einer Würfelherstellung anzusprechen. Als Lesefunde am Hang und verstreut in den Auffüllungen des 15. Jahrhunderts traten einzelne verschlackte Fragmente von Tiegeln zutage. Sie zeigen metallurgische Aktivitäten auf der Burg an, die den Guss von Bleikugeln (?) oder Buntmetallobjekten umfasst haben könnten – falls es sich nicht um

Erzeugnisse alchemistischer Experimente handelte. Einige Schlacken dürften zur Burgschmiede gehört haben. Auch kriegerische Aktivitäten bzw. ihre Vorbereitung lassen sich belegen: Neben Bleikugeln, Armbrustbolzen und dem Fragment einer eisernen Büchse mit facettiertem Lauf wurde auch ein „Krähenfuß“ gefunden. Er ließ sich mit seinen vier Eisendornen auf dem Gefechtsfeld schnell und leicht verstreuen. Da sich immer einer der Dorne nach oben stellt, war er effektiv sowohl gegen Fußsoldaten als auch gegen Reiterei einsetzbar.

Begleitende Öffentlichkeitsarbeit

Während der laufenden Grabung wurde an zwei Sonntagen jeweils ein Tag der offenen Grabung angeboten. Nach einem Pressegespräch folgten Führungen und die Präsentation einer repräsentativen Fundauswahl. Bereits einen Tag nach Grabungsende konnte die Tagung der ehrenamtlich Beauftragten im Regierungsbezirk Freiburg im Dreiländermuseum Rötteln stattfinden, in deren Zusammenhang nachmittags mit einer großen Gruppe die Burg und die Grabung besucht wurden (Abb. 6).

Über den Tellerrand

Für die Grabungsteilnehmer wurde durch den Grabungsleiter ein Exkursionsprogramm in die nähere Umgebung organisiert. Damit sollten sie mit der Gegend und ihren archäologischen Besonderheiten vertraut werden. So wurden die Römervilla in Grenzach, das Wasserschloss Inzlingen, die Kirche Grenzach mit ihrem romanischen Tympanon und die dortige Römervilla besucht. Auch die neu gestalteten Reste eines spätrömischen Kastells (sogenannter Brückenkopf Wyhlen), das spätrömische Kastell Kaiseraugst sowie Augusta Raurica mit seinem Museum und dem ausgedehnten Freigelände standen auf dem Besuchsprogramm.

Zum wöchentlichen Standard gehörte die Kirche von Rötteln mit der Grablage des Markgrafen Rudolf III. (verstorben 1418) und seiner Gemahlin (Anna, geborene Gräfin von Freiburg). Ihre lebensecht gestalteten Grabmale erwecken den Eindruck, als könne man den ehemaligen Besitzern der Burg Rötteln direkt in die Augen blicken.

Grenzüberschreitende Burgenforschung

Der vom EU-Projekt geforderte Austausch mit der zeitweise parallel laufenden Grabung an der „Oedenburg“ war eine gute Gelegenheit, eine elsässische Burg zu besichtigen! Nach einer lebendigen Führung von Jacky Koch durch die Grabung an den ummauerten Außenbereichen und in der Kernburg wurden eine weitere Burgstelle besichtigt und die Hohkoenigsburg außen umrundet (Abb. 7). Der Gegenbesuch der durch den Schatten des Vogesenwaldes verwöhnten „Oedenburger“ auf der schattenlosen Burg Rötteln wurde nach der Grabungsführung im Biergarten abgerundet.

Insgesamt hat die Grabung Rötteln zahlreiche fachlich interessante und menschlich bereichernde Kontakte ermöglicht, die die Arbeit an den Burgen inspirieren.

Alles muss rein!

Schließlich stand das Verfüllen der acht Grabungsschnitte an. Aufgrund der Steilheit, der Treppenzugänge und der Enge zwischen den

7 Führung auf der Oedenburg durch Jacky Koch am 29.6.2023.





8 Die Mitglieder des Röttelnbundes haben die Grabungen in vielfältiger Weise unterstützt. Hier verfüllen sie einen der Grabungsschnitte.

Geländearbeit beschreiben. Schon bei der Tagung der ehrenamtlich Beauftragten in Lörrach wurde unter den Teilnehmenden ein Aufruf zur weiteren Mitarbeit an der Aufarbeitung der Grabung gestartet, der auf gute Resonanz traf. Bald darauf konnten Interessenten am Dienstsitz Freiburg in die Besonderheiten des Fundmaterials und die anstehenden Aufgaben eingewiesen werden. Künftig sollen weitere Fundkomplexe unterschiedlicher

Mauern konnte dafür kein Bagger eingesetzt werden. Die Lösung bot (wie so oft) die Arbeitsgruppe des Röttelnbundes, die – ergänzt durch zwei Freiwillige – an zwei Samstagen diese Aufgabe übernahm. Die erreichte Grabungstiefe wurde durch eine dünne Sandschicht optisch abgetrennt. Am Schluss konnten die vorsorglich gestapelten Rasensoden wieder aufgelegt werden (Abb. 8). Nun stehen den Burgbesuchern wieder alle Bereiche offen.

9 Nach Abschluss der Grabung halfen die Ehrenamtlichen beim Waschen und Beschriften der Funde fleißig mit.

„Nach der Arbeit ist vor der Arbeit“

Mit diesem abgewandelten Trainerwort lässt sich treffend die Situation am Ende der eigentlichen

Perioden hinzukommen (Abb. 9).

Schon während der Erfassung der circa 2500 Funde in der Fundliste wurde mit der Beschriftung begonnen. Schnell bildeten sich zwei Gruppen von jeweils zwei bis drei Leuten, die sich gut in die Arbeit einfanden und mit großem Engagement bei der Sache waren. Betreut wurden sie dabei von anwesenden Grabungsarbeitern bei technischen Fragen, dem Grabungsleiter und Wissenschaftlern des Amtes. Die kleine Gruppengröße ermöglicht eine konzentrierte Arbeit mit guten Gesprächen und ist der Größe des Arbeitsplatzes im Untergeschoss und den Möglichkeiten der Zwischenlagerung der Funde angepasst.



Lebenslanges Lernen – auch für die Autoren

Die Mitarbeiter kommen dabei mit dem gewaschenen Fundmaterial in Berührung und lernen „haptisch“ seine Eigenschaften kennen: raue oder polierte Oberflächen, Fingerindrücke oder Drehspuren, verschiedene Glasuren und Verzierungen, Randformen, Gefäßtypologie und vieles mehr: eine einmalige Chance, Funde einmal nicht nur im Museum hinter Glas zu erleben. Und auch die Projektleiter sehen die Funde oft zum ersten Mal oder erkennen nun deren Besonderheiten. Längerfristig lassen sich so Erfahrungen, Grundkenntnisse und dann auch vertieftes Wissen über das Fundmaterial aufbauen. Die Burg Rötteln deckt dabei den Zeit-

10 Die Dokumentation erfolgte auch digital. Durch den Einsatz eines bestimmten Programmes (Structure from Motion) ist die dreidimensionale Wiedergabe der Befunde möglich. Hier ist ein im 15. Jahrhundert angefügter Raum mit Kamin zu sehen.



raum von etwa 1100 bis 1678 n. Chr. ab, das heißt das hohe und späte Mittelalter sowie die frühe Neuzeit.

Anstelle eines Schlusswortes

In Grabung und Aufbereitung zeichnen sich bereits wichtige Ergebnisse für die Bauentwicklung der Burg Rötteln, für unsere Kenntnis der Sachkultur in der betreffenden Region und für die Burgenforschung insgesamt ab (Abb. 10). Die zahlreichen Tierknochenfunde scheinen dabei der erste in dieser Qualität, Bandbreite und Erhaltung geborgene und ausgewertete Fundkomplex von einer Burg im Regierungsbezirk Freiburg zu sein. Seine Auswertung wird Aussagen zum vertretenen Artenspektrum, zum Schlachtag und zu Veränderungen in der Ernährung erlauben. Hierzu können die Zeithorizonte erste Hälfte des 13. Jahrhunderts, des 13./14. Jahrhunderts und des 15. Jahrhunderts definiert werden, die sich untereinander vergleichen lassen. Das Tierkno-

chenspektrum wird im Überblick für eine im Jahr 2025 geplante Wanderausstellung durch den Osteologen des Landesamtes, Simon Trixl, bearbeitet und soll eingehender in einer Masterarbeit ausgewertet werden.

Eine Wanderausstellung des Großprojektes ist für 2025 vorgesehen. Eine Auswahl an Funden und die Didaktik sollen danach Eingang in das Burgmuseum Rötteln finden.

Die Grabung Rötteln bildet insgesamt ein wichtiges Kapitel in der Erforschung der Burgen des Ober- und Hochrheins und wird so wesentlich über den Förderzeitpunkt von Interreg VI hinaus weiterwirken. ◀

Literatur

Bertram Jenisch, Andreas Haasis-Berner und Heiko Wagner: Grenzüberschreitende Archäologie auf der Burgruine Rötteln. In: Archäologische Nachrichten aus Baden-Baden 99, 2023, S. 59–62.
 Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg (Hrsg.): Burg Rötteln – Herrschaft zwischen Basel und Frankreich, Neulingen 2020.
 Christian Ottersbach, Heiko Wagner und Jörg Wöllper: Festungen in Baden-Württemberg, Regensburg 2014, S. 185–190.
 Heiko Wagner: Burg Rötteln bei Lörrach – Baubegleitung und erster Survey an einer

der größten Burgruinen des Landes.

In: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2011, Stuttgart 2012, S. 288–293.

Sven Schomann: Haagen (Lörrach, LÖ), in: Alfons Zettler und Thomas Zotz (Hrsg.):

Die Burgen im mittelalterlichen Breisgau II Südlicher Teil Halbband A–K, Ostfildern 2009, S. 220–243.

Heiko Wagner: Theiss Burgenführer Oberrhein. 66 Burgen von Basel bis Karlsruhe, Stuttgart 2003, S. 114–117.

www.ebidat.de (Burgendatenbank des Europäischen Burgeninstituts der Deutschen Burgenvereinigung).

Praktischer Hinweis

Die Unterburg ist immer zugänglich, die Oberburg nur zu bestimmten Öffnungszeiten.
www.loerrach.de/burg-roetteln

Abbildungsnachweis

1, 4 Hans-Jürgen van Akkeren; **2** Interreg; **3, 5** RPS-LAD, Bertram Jenisch; **6** RPS-LAD, Andreas Haasis-Berner; **7, 8** RPS-LAD, Heiko Wagner; **9** RPS-LAD, Erika Cappelletto; **10** RPS-LAD, Oliver Henrici;

Bauforschung untertage

Der mittelalterliche Geiselbachkanal unter dem Esslinger Marktplatz

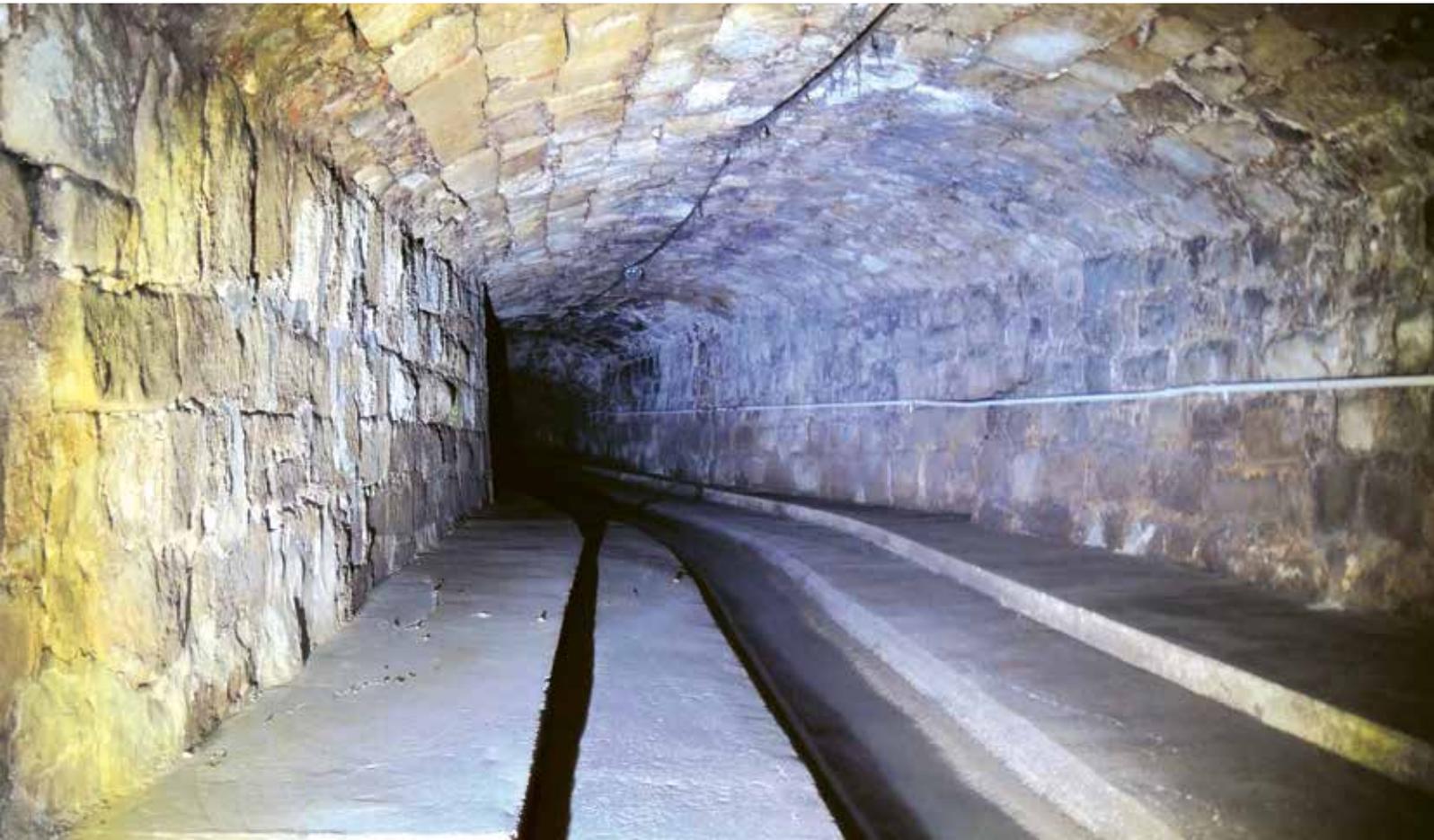
Markus Numberger

Seit über 200 Jahren bildet der Marktplatz von Esslingen den zentralen Veranstaltungsort inmitten der Altstadt, der von markanten Bauwerken wie der Stadtkirche St. Dionys oder dem Kilmeyerhaus dominiert wird. Nur wenigen Passanten ist dabei bewusst, dass bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein an dieser Stelle der ausgedehnte Gebäudekomplex des Katharinenspitals stand. Und noch weniger Menschen wissen wohl, dass sich unter ihren Füßen ein mittelalterlicher Abwasserkanal befindet, der bis heute als solcher genutzt wird. Im Rahmen von Sanierungsplanungen wurde dieser Kanal nun bauhistorisch untersucht, dabei wurden spannende Erkenntnisse zu seiner Entwicklungsgeschichte gewonnen.

Vom natürlichen Bachlauf zum Abwasserkanal

Die Keimzelle der Stadt Esslingen entstand im Frühmittelalter an der Einmündung des Geiselbachs in den Neckar. Hier wird 777 erstmals eine Cella (Mönchskloster) des hl. Vitalis erwähnt, die wohl auf eine Erbauung im frühen 8. Jahrhundert zurückgeht. Aus dieser ersten Kirche entwickelte sich schnell ein überregional bedeutsamer Wallfahrtsort. Neben dem Neckar spielte also immer auch der Geiselbach eine zentrale Rolle für die Entwicklung der Stadt Esslingen. Beim Geiselbach handelt es sich im Ursprung um einen natürlichen Bachlauf, der im Gewann Geckelerbrunnen (bei

Krummenacker, nördlich der Esslinger Altstadt) entspringt. Schon im 13. und 14. Jahrhundert ist der Geiselbach (auch als Beutaubach bezeichnet) urkundlich belegt. Der Bach verlief durch die mittelalterliche Beutau-Vorstadt, floss östlich des Salemer Pflughofs in die staufische Kernstadt, wo er in Teilbereichen wohl schon im 13. Jahrhundert überwölbt und in Richtung Roßneckarkanal geleitet wurde, in welchen er südlich der heutigen Stadtkirche St. Dionys einmündete. Erst mit der Westerweiterung der Stadtkirche um 1313 erhielt der Geiselbach seine Umlenkung nach Westen. Der nun untersuchte Abschnitt des Geiselbachkanals befindet sich im Zentrum der Kernstadt



von Esslingen, unmittelbar unter dem Marktplatz (Abb. 1). Hier befand sich bis in die 1810er Jahre das sogenannte Katharinenspital, welches 1230 erstmals erwähnt wird und teils in baulichem Zusammenhang mit der Kanalisierung des Geiselbachs steht. Somit lassen sich einige Baubefunde im Kanal direkt auf die bauliche Situation des Katharinenspitals übertragen und Zusammenhänge zwischen Spital und Kanal verdeutlichen. Glücklicherweise hat der Esslinger Johann Gottlieb Mayer im Jahr 1810 die Grundmauern des Katharinenspitals vermessen und zeichnerisch erfasst. So haben wir heute eine relativ genaue Vorstellung von der einstigen baulichen Ausdehnung des Spitalkomplexes im Bereich des Marktplatzes (Abb. 2)

Der Geiselbach ist im gesamten Stadtgebiet kanalisiert und überwölbt. Die Kanalisierung mit Natursteinmauern erfolgte vereinzelt schon im 13. Jahrhundert. Die Einwölbung und damit die Verdolung des Kanals vollzog sich jedoch zu unterschiedlichen Zeiten. So dürften viele der heutigen Tonnengewölbe unter dem Marktplatz im 14. und 15. Jahrhundert entstanden sein. Kleinere Teilstücke und Reparaturstellen kamen wohl erst im 18. und 19. Jahrhundert. Im Bereich der Beu-

tau-Vorstadt verlief der Geiselbach sogar bis zum frühen 20. Jahrhundert noch als offener Bach, der erst mit dem Bau der Geiselbachstraße um 1905 überwölbt wurde (Abb. 3).

Bereits zu Beginn der 1990er Jahre untersuchte Karlheinz Eckardt im Auftrag des Esslinger Tiefbauamtes den Geiselbachkanal im Bereich des Marktplatzes. Die damals gewonnenen Erkenntnisse wurden 1993 in einer kleinen Broschüre publiziert. Mit neuen Vermessungsmethoden und aktuellem Forschungsstand konnten die damaligen Befunde nun verifiziert und teilweise erweitert werden.

Steinerne Zeugnisse und spannende Befunde

Anhand einer Überlagerung des Spitalgrundrisses von 1810 mit den aktuellen Vermessungsdaten des Kanals lassen sich zahlreiche Befunde direkt der Nutzung des Katharinenspitals zuordnen. Unter dem ehemaligen Küchenbau des Spitals sowie unter dem Hofraum des Spitals haben sich mittig im Gewölbe des Kanals zwei Abwassererschächte erhalten, die jeweils sehr akkurat aus Werksteinquadern gearbeitet wurden und quadratische Öffnungen besitzen (Abb. 4). Diese Abwas-

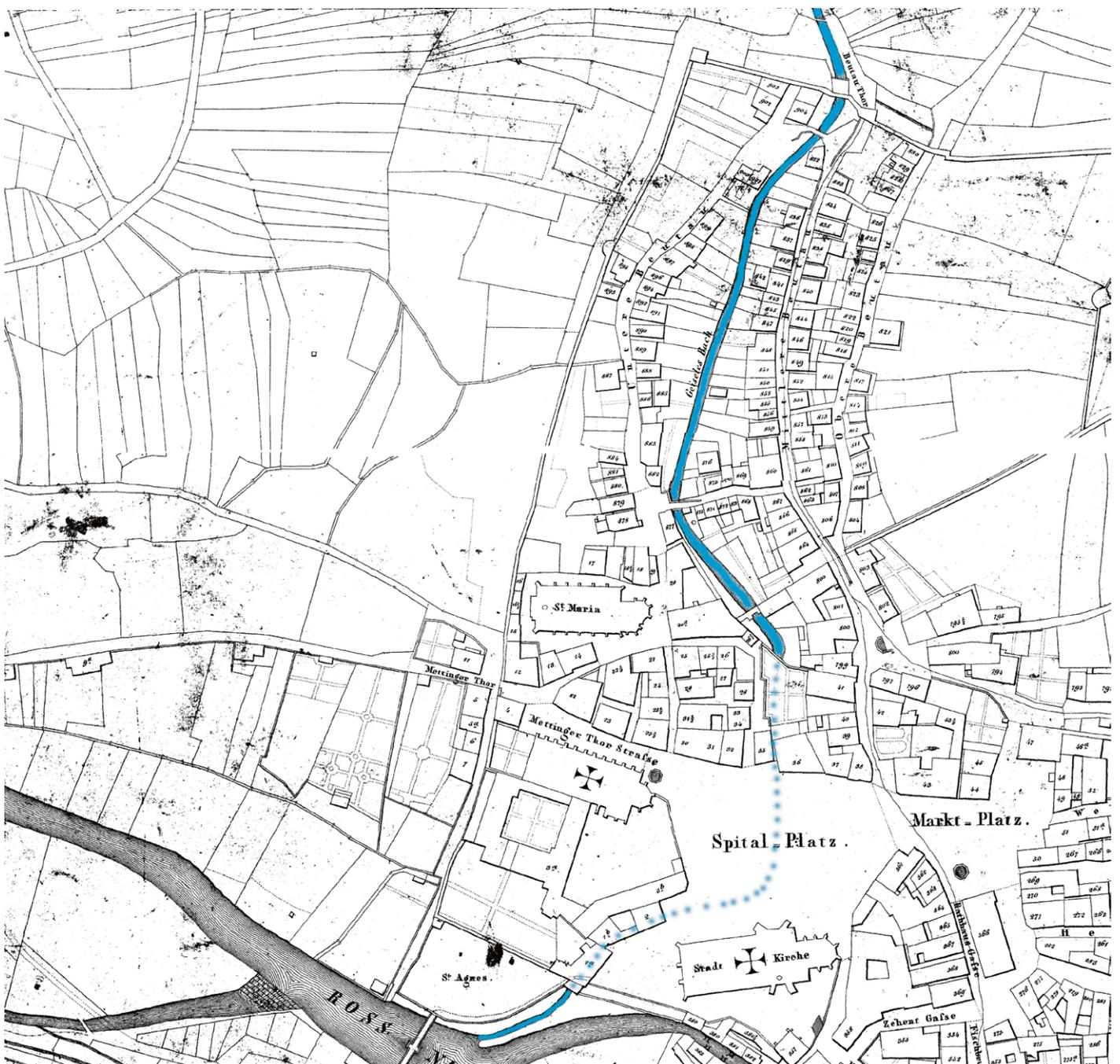
1 Blick in den Geiselbachkanal unter dem Esslinger Marktplatz.

funden, wie es für eine Rampe typisch ist. Mehrere Baufugen im Kanalmauerwerk sowie im Gewölbe verweisen darüber hinaus auf ehemalige Gebäudekanten der einst dort stehenden Spitalgebäude.

Neben diesen eindeutig im Zusammenhang mit dem Katharinenspital stehenden Befunden gibt

es weitere Beobachtungen, die Rückschlüsse auf die bauliche Entwicklung des Geiselbachkanals geben. So befindet sich am nördlichen Beginn des untersuchten Kanalabschnitts eine nachträglich eingebaute Brückenkonstruktion, welche den Kanal überspannt und ehemals die Keller des Katharinenspitals miteinander verband. Diese

3 Ausschnitt aus dem Katasterplan von 1829 mit farbiger Hervorhebung des Geiselbachs.



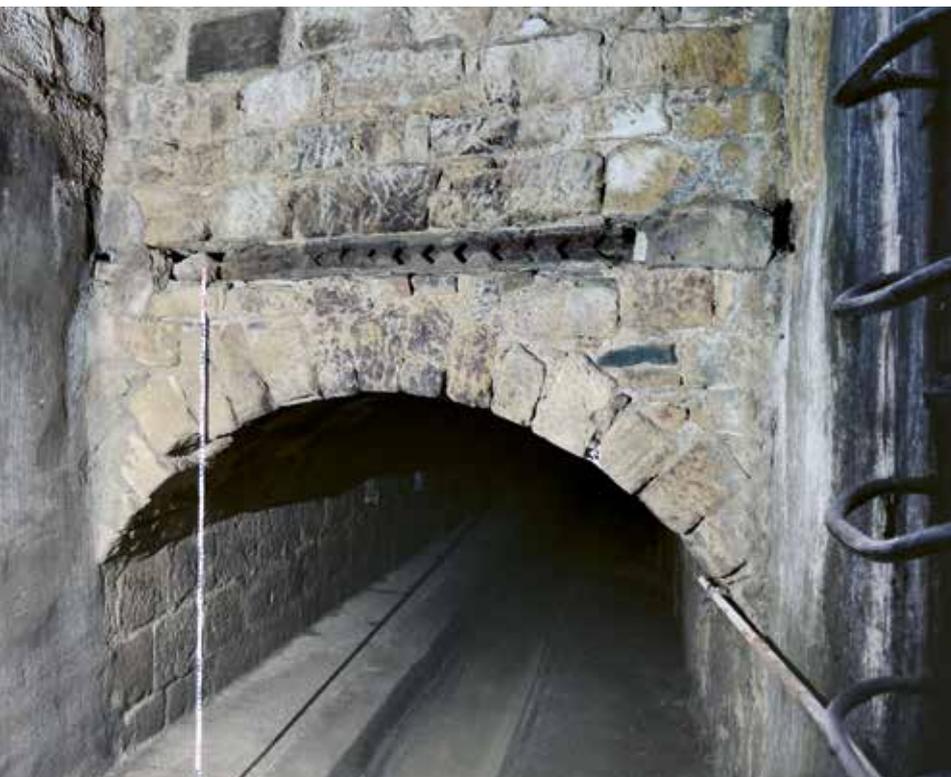


4 Ansicht eines quadratischen Abwasserschachtes (wohl 15. Jahrhundert).

5 Zahlreiche gerissene und oberflächlich abgesprungene Quadersteine verweisen auf einen Brandschaden.

Steinbogenbrücke besitzt über dem gemauerten Bogen jeweils hölzerne Schwell- und Brüstungsriegel, die mit Ziegelsteinen verkleidet wurden (Abb. 6). Die Brückenkonstruktion wurde vermutlich im späten 18. Jahrhundert eingebaut. Der älteste Mauerabschnitt des Kanals zeichnet sich an der Westwand des nördlichen Bereichs ab. Hier befindet sich eine Baufuge, die auf den ersten Blick schwer zu erkennen ist. Südlich dieser Fuge besitzen alle Sandsteinquader Zangenlöcher ohne Steinmetzzeichen. Nördlich der Fuge besitzen die Großquader hingegen keine Zangenlöcher, dafür aber sehr viele Steinmetzzeichen.

Erst durch die Überlagerung der Befunde mit dem Grundriss des einstigen Katharinenspitals wird deutlich, dass diese Baufuge die südliche Gebäudekante eines ehemaligen Steinhauses markiert, das hier westlich des Geiselbachs stand und dessen Gewölbekeller bis heute unter dem Marktplatz erhalten geblieben ist. Die schlichten Steinmetzzeichen (T, Z und Pfeil) sprechen für eine recht frühe Datierung. Eine grobe Zeitstellung für dieses Mauerwerk liegt daher um das Jahr 1200, also noch vor dem Bau des Katharinenspitals. Westlich dieser Mauer befindet sich ein großer Gewölbekeller, welcher vom Geiselbachkanal aus noch begangen werden kann, an der Süd- und Ostwand dieselben Steinmetzzeichen trägt und somit ebenfalls auf dieses frühe Steinhaus zurückgeht.



Ein herausragendes Dokument der Esslinger Siedlungsgeschichte

Der Geiselbachkanal ist heute in weiten Teilen modern betoniert bzw. mit einer Beton-Vorsatzschale versehen oder mit Spritzbeton überdeckt. Der nun untersuchte Abschnitt unter dem Marktplatz ist hingegen noch sehr authentisch überliefert. Es wurden lediglich der Boden bzw. die eigentliche Abwasserinne sowie die seitlichen „Gehwege“ im 20. Jahrhundert betoniert. Ansonsten haben sich hier zahlreiche Baubefunde erhalten, die wichtige

6 Nachträgliche Brückenkonstruktion über dem Kanal, welche ehemals Keller des Katharinenspitals verband.

Nicht mehr auf dem Abstellgleis

Die Instandsetzung des Bahnwärterhauses in Lauffen a. N. mit Mitteln des Sonderprogramms Wohnen im Kulturdenkmal

Interview mit Natascha Wörner, Denkmaleigentümerin, und Martin Grün, freier Architekt

Das Interview führte Anne-Christin Schöne

Schöne: *Seit ich im März 2023 das erste Mal vor Ort war, hat sich sehr viel getan. Die Dachinstandsetzung und die Fachwerkreparatur sind mittlerweile abgeschlossen, und auch der Farbanstrich auf der Verschalung ist weitestgehend hergestellt. Wie haben Sie, Frau Wörner, überhaupt Ihr „Traumhaus“ gefunden und welche Rolle spielte die Denkmaleigenschaft des Bahnwärterhauses dabei?*

Wörner: *Eigentlich suchte eine liebe Kollegin eine neue Immobilie und fand auf der Website der Stadt Lauffen das Bahnwärterhäusle. Für sie war das Projekt – zum Glück – nichts, der marode Gesamtzustand schreckte sie nur ab (Abb. 3). Ich habe mich sofort in das alte Häusle verliebt, das zufällig ein Denkmal war. Allerdings machte ich mir über die Denkmaleigenschaft zu diesem Zeitpunkt keine Gedanken. Ich wusste nicht viel über Kulturdenkmale, ahnte aber, dass es sehr „spannend“ wird. Ich wollte von Anfang an das Häusle so sanieren und reparieren, dass es wieder wie zur Erbauungszeit aussieht. Neubauten finde ich oft langweilig und nichtssagend. Ich bin ein absoluter Altbaufan. So ein Objekt wie das Bahnwärterhaus lebt und hat Geschichte. Außer-*

dem ist seine Lage am Neckar zwischen den Weinreben einmalig. Zum Gebäude gehört auch eine große Freifläche, die ich gerne gestalten möchte. (In diesem Moment fährt ein Zug vorbei.) Durch meine Wohnung in Stuttgart bin ich Verkehrslärm gewöhnt, neu ist, dass er jetzt quasi durch mein Wohnzimmer rattert.

Schöne: *Die denkmalgerechte Instandsetzung und Modernisierung eines Kulturdenkmals sind eine besondere Herausforderung. Wie haben Sie einen geeigneten Architekten gefunden?*

Wörner: *Die Suche nach einem Architekten hat sehr lange gedauert. Zunächst hatte ich mich für einen anderen Architekten entschieden, merkte aber schon bald, dass unsere Vorstellungen nicht zusammenpassten. Teile des Hauses abreißen und neu bauen, kam für mich zum Beispiel gar nicht infrage. Herrn Grün lernte ich durch eine Empfehlung kennen und war wirklich froh, dass ich ihn für dieses Projekt gewinnen konnte (Abb. 2).*

Schöne: *Sie haben viele Neubauten, An- und Umbauten in der Region geplant und realisiert.*



Haben Sie auch Kulturdenkmale saniert, Herr Grün?

Grün: Mein erstes Denkmal habe ich 1992/93 zusammen mit meinem Vater saniert. Es handelte sich um das Geburtshaus meiner Großeltern. Geplant waren eigentlich nur kleinere Reparaturen. Deshalb ging mein Vater davon aus, dass keine Genehmigung erforderlich ist. Allerdings fielen die Arbeiten dann doch umfangreicher aus und er wurde aufgrund der sichtbaren Eingriffe angezeigt. Damals studierte ich noch und hatte als Studienarbeit eine Bauaufnahme und eine Baudokumentation von dem Haus angefertigt. Durch die sehr umfangreiche Dokumentation konnte wir nachweisen, dass die aktuellen Eingriffe keine denkmalrelevante Bausubstanz, sondern spätere Reparaturmaßnahmen betrafen, und so die Denkmalbehörden wieder versöhnlich stimmen. Zum Schluss hat das damalige Landesdenkmalamt sogar vorgeschlagen, zwei kleine Dachfenster zwischen den Sparren einzubauen. Wir hatten uns gar nicht getraut, nach einer Belichtung für den Dachraum zu fragen. Nach dieser ersten Begegnung mit Denkmalsanierung und Denkmalbehörden gab es eine längere Pau-

se. Da ich bei meinen Neubau- und Umbauplanungen immer die Energieeffizienz und die Möglichkeiten zur Energieeinsparung berücksichtigt habe, fand ich es konsequent, die Weiterbildung zum Energieberater für Baudenkmale zu absolvieren. Gleichzeitig erhielt ich den Auftrag für die Sanierung eines denkmalgeschützten Wohnhauses mit Scheune in Wimpfen. Seitdem beschäftige ich mich wieder intensiv mit der Instandsetzung von Kulturdenkmälern. Wichtig ist für mich dabei, Konzepte zu finden, die einen Mehrwert für das Denkmal haben. Natürlich ist jedes Bestandsgebäude im Prinzip ein Unikat und zeichnet sich durch eine individuelle Bauweise und Nutzungsgeschichte aus. Für Kulturdenkmale trifft dies aber ganz besonders zu. Als Planer habe ich hier eine ganz besondere Verantwortung.

Schöne: *Was hat Sie an dem Bahnwärterhaus als Architekt gereizt?*

Grün: Hier spielte zum einen seine ursprüngliche Funktion als Bahnwärterhaus und andererseits seine Lage auf einem schmalen Streifen zwischen stark befahrener Bahnlinie und Neckar

1 Baustellenimpression, Wohnraum im Erdgeschoss.

2 Denkmaleigentümerin (r.) und Architekt (l.) im Sommer 2023.



eine Rolle, die auch die Planung der Haustechnik beeinflusst (Wie auf Bestellung fährt ein Güterzug am Gebäude vorbei, und da die neuen Fenster noch nicht eingebaut sind, müssen wir das Gespräch kurz unterbrechen.). Ausschlaggebend war aber letztendlich die Begeisterung der Bauherrin für das Objekt und ihr Engagement vor Ort.

Schöne: *Das Bahnwärterhaus stand seit über zwei Jahrzehnten leer und war erkennbar in einem abbruchreifen Zustand. Warum hat Sie das nicht abgeschreckt, Frau Wörner?*

Wörner: Ich habe mich sofort in das Häusle verliebt und wusste, wie es mal aussehen wird, welche schönen alten Möbel dort hineinpassen, wie der Garten gestaltet werden kann. Natürlich bin ich die Sache viel zu blauäugig angegangen. Ich hatte gehofft, dass die Bausubstanz, trotz des langen Leerstands und der Notsicherung des Dachs, nicht so marode ist. Sehr ernüchtert war ich dann, als die Sanierung im Obergeschoss und Dach 2022 losging. An der nördlichen Außenwand sah man zum Beispiel innen nur eine ganz kleine feuchte Stelle. Beim vorsichtigen Entfernen des Putzes in diesem Bereich stellte sich heraus, dass dort große Bereiche marode waren. Ein holzschädigender Pilz hatte Teile des Fachwerks zerstört. Deshalb mussten hier der Putz entfernt und alle vom Pilz befallenen Balken vom Zimmermann erneuert werden. Die Bretter außen, an denen die Schindeln befestigt sind, konnten zum Glück erhalten werden. Die Zimmerleute aus Brackenheim haben Alt und Neu wie ein Puzzle zusammengefügt.

Schöne: *Die Instandsetzung eines Kulturdenkmals ist sehr komplex. Wie sind Sie vorgegangen, Herr Grün?*

Grün: Von Beginn an haben Frau Wörner und ich Kontakt zu den Denkmalbehörden gesucht und stehen in engem Austausch mit diesen. Da es keine Pläne gab, habe ich eine Bauaufnahme angefertigt. Außerdem mache ich immer gern ein Raumbuch mit Fotodokumentation. Gleichzeitig fanden ein Rückbau aller jüngeren, nicht zum Denkmal gehörenden

Schichten und eine Begehung mit den Zimmerleuten statt. Die Schäden am Dachwerk habe ich in einen Sparrenplan eingetragen, sozusagen eine vereinfachte Schadenskartierung, die Grundlage für die Reparaturarbeiten und für eine erste Kostenkalkulation war.

Schöne: *Wie sieht das Nutzungs- und Instandsetzungskonzept aus?*

Grün: Das Bahnwärterhaus wird auch zukünftig als Wohngebäude genutzt. Durch die Integration des ehemaligen Stalls und des Dachraums über dem Stall konnte die Wohnfläche von 80 qm auf 107 qm vergrößert werden. Für die Haustechnik wird ein kleiner Gartenschuppen errichtet, der auch als Abstellraum genutzt werden kann. Durch den hohen Anteil an Eigenleistung streckt sich die gesamte Instandsetzung vermutlich über insgesamt zwei Jahre.

Schöne: *Fach- und Dachwerk wiesen große Schäden auf. Wie sind Sie mit diesen Schäden umgegangen?*

Grün: Nach der Gerüststellung zeigte sich, dass die Deckenbalkenköpfe des Stichgebälks im Obergeschoss und die Sparrenköpfe im Dachwerk doch stärker geschädigt waren als zunächst angenommen. Ausgetauscht wurden nur defekte Hölzer. Diese wurden mit zimmermannmäßigen Reparaturverbindungen wieder an das originale Bauteil angeschlossen (Abb. 5). Während wir beim Fachwerk nicht umhinkamen, die schadhafte Hölzer passgenau zu ersetzen, konnte die Dachkonstruktion des Hauptdaches zum Groß-

teil erhalten werden. Hier wurde additiv vorgegangen, das heißt, neben die vorhandenen, durch Holzschäden zu schwachen Sparren wurden neue Hölzer gelegt. Dadurch konnte der Deckenaufbau aus Schilfrohmatten und Deckenputz nahezu vollständig erhalten werden. Nicht nur aus Rücksichtnahme auf das Denkmal, sondern auch aus finanziellen Gründen ist es immer sinnvoll, zum einen mit der bestehenden Raumsituation zu arbeiten und zum anderen die Eingriffe auf das Nötigste zu beschränken. Man muss immer daran denken, dass ein Eingriff in die Substanz weitere Eingriffe nach sich zieht.

Schöne: *Frau Wörner, wie viel Arbeitszeit haben Sie bisher investiert und was konnten Sie selber machen?*

Wörner: Definitiv unzählige Stunden ... also komplett jedes Wochenende und seit letztem Jahr komplett die Jahresurlaube. Das alles „nebenbei“ zu erledigen ist fast nicht machbar und erfordert viel Koordination und Organisation, da ich einen Fulltimejob habe. Einfache Tätigkeiten kann ich selbst erledigen, wie Sandsteinwände reinigen, den Boden ausheben oder die Backsteinwände neu verfugen. Ich habe keine Vorkenntnisse und habe vieles einfach ausprobiert. Beim Nachstecken und Nageln der Holzschindeln werde ich jeden Monat besser. Das Streichen der Schindelfassade oder der Bretter und Leisten verkaufe ich im Freundeskreis oft als „Happening“ in Verbindung mit leckerem Grillen nach getaner Arbeit (Abb. 4).

Schöne: *Denkmalschutz bedeutet auch, Kompromisse zu finden. Welche Kompromisse waren Sie bereit einzugehen und welche Kompromisse haben geschmerzt?*

Wörner: Ein Türdurchgang ist nur 175 cm hoch, daran gewöhnt man sich. Die Fensterbänke sind so niedrig, dass man davor zum Beispiel keine durchgängige Küchenarbeitsplatte anbringen kann. Also muss eine kreative Lösung her. Um den Grundriss zu erhalten, sind keine größeren Wanddurchbrüche möglich. Allerdings haben die Denkmalbehörden zwei neuen Türöffnungen zugestimmt, sodass ich aus dem ehemaligen Stall



und dem Hauptwohnraum auf die künftige Terrasse gelangen kann. Wirklich geschmerzt hat nur die Tatsache, dass es auf der südlichen Dachfläche kein Dachfenster geben wird, da die geplante Photovoltaikanlage möglichst flächenhaft angebracht werden und so „ruhig“ wie möglich erscheinen soll. Die Verordnung zur Durchführung des Bundes-Immissionsschutzgesetzes erlaubte wegen der Holzbauteile im Obergeschoss leider keinen Einbau eines neuen Kamins im ehemaligen Stall. Zudem wäre durch die geforderte Kaminhöhe das Erscheinungsbild des Kulturdenkmals zerhauen worden.

Schöne: *Wie haben Sie die Zusammenarbeit mit den Denkmalbehörden empfunden?*

Wörner: Zu Beginn hatte ich viele Horrorstories über die Denkmalbehörden gehört, über Hindernisse, die einem in den Weg gelegt wer-

3 Bahnwärterhaus von Nordosten, Zustand 2011.

4 Bahnwärterhaus mit repariertem und gestricheltem Schindelschild.



5 Reparaturdetail, Stichbalken über Erdgeschoss, nordöstliche Gebäudeecke.



6 Erhaltener Fensterladen mit verschiedenen Farbanstrichen.

den. Ich hatte echt größten Respekt. In meinem Fall kann ich die Zusammenarbeit mit der unteren Denkmalschutzbehörde, dem Landesamt für Denkmalpflege und der Stadt Lauffen wirklich nur als sehr gut bezeichnen. Ich versuche, immer alle zu informieren. Bei Problemen finden wir immer gemeinsam eine Lösung. Ich habe schon viel von der Fachkompetenz der Denkmalbehörden profitiert. So zum Beispiele bei der Auswahl des Farbsystems für die Hölzer außen oder beim Fugenmaterial für die Backsteinwände. Als die Zeit für den Anstrich knapp wurde, weil das Gerüst auf der Gleisseite abgebaut werden musste, hat das Landesamt für Denkmalpflege unkompliziert geholfen und einen Restaurator mit einer Farbuntersuchung beauftragt. Der neue Anstrich entspricht also dem ursprünglichen Bild. Natürlich kann man manche Entscheidung schneller treffen, wenn man sich nicht abstimmen muss. Wenn man aber, wie in meinem Fall, keinen Zeitdruck hat, ist das alles machbar (Abb. 1).

Schöne: Zur Erbauungszeit der Bahnlinie gab es kein Stromnetz und damit auch keinen Strom in privaten Haushalten. Auch heute verfügt das Bahnwärterhaus über keinen Anschluss an das Stromnetz. Warum nicht, Herr Grün?

Grün: Das Gebäude war zur Zeit seiner Nutzung mit dem bahneigenen Stromnetz verbunden. Noch heute ist ja neben dem Gebäude eine an dieses Netz angeschlossene Richtfunkantenne der Bahn vorhanden und auch die Schrankensteuerung verfügt selbstverständlich über Strom. Beim Verkauf an die Stadt Lauffen wurde aber der Gebäudeanschluss von der Bahn abgetrennt.

Schöne: Wie haben Sie das Problem mit dem fehlenden Strom gelöst? Muss Frau Wörner bei Kerzenlicht lesen und auf Warmwasser und Kochen verzichten?

Grün: Da der Stromversorger eine Summe von 70 000 Euro für den Hausanschluss in den Ring geworfen hatte, haben wir uns für eine Inselanlage entschieden. Gut beraten wurden wir dabei von unserem Solarstromanlagenplaner aus

Neuenstein. Zukünftig speist eine Photovoltaikanlage auf Haupt- und Schuppendach eine große Batterie. Für den Back-up im dunklen Winter steuert diese Batterie dann einen Dieseldieselelektrogenerator im Schuppen an. Geheizt wird mit einem Pelleteinzelofen mit Wassertasche. Dessen Pelletspeicher ermöglicht auch bei mehrtägiger Abwesenheit, dass das Gebäude frostfrei bleibt. In der Übergangszeit ergänzt eine kleine Wärmepumpe mit ihrer hohen Effizienz der Stromnutzung das System. Die Küche wird zusätzlich über einen Herd mit Holzfeuerung zum Heizen und Kochen im Winter verfügen, da der Stromverbrauch des Elektroherdes im Winter kaum zu decken sein wird.

Schöne: Für Heizung und Warmwasser wird unter anderem Solarstrom genutzt. Denkmalschutz und Photovoltaikanlage, verträgt sich das?

Grün: Für mein Verständnis durchaus. Eine Photovoltaikanlage bedeutet ja keinen konstruktiven und nicht rückbaubaren Eingriff in das Gebäude. Sie wird ja lediglich additiv auf selbiges gesetzt, wäre also bei einer künftigen alternativen technischeren und unauffälligeren Lösung auch wieder ohne Probleme entfernbar. Selbstverständlich gibt es Ensemblesituationen, in deren Kontext Photovoltaik als störend empfunden werden kann. Aber hier sei auf die Vielzahl an historisch überlieferten Dachdeckungen hingewiesen und auf die schon vorhandene Variantenbreite der Photovoltaik. Ein Beispiel in Ecuwillens, im Schweizer Kanton Freiburg, ist meiner Meinung nach besonders gelungen, da die Photovoltaikanlage auf dem großen Scheunendach die Struktur und Farbe der Deckung mit Biber-

schwanz neu interpretiert. In unserem Fall sind wir bei einer farblich zurückhaltenden Modulwahl geblieben, die sich hoffentlich in ihrer Schlichtheit dem Dach unterordnet.

Schöne: *Zur energetischen Ertüchtigung eines Kulturdenkmals gehört ja nicht nur die technische Gebäudeausrüstung, wie Heizung und Beleuchtung, sondern auch die energetische Ertüchtigung der Baukonstruktion. Was ist hier geplant?*

Grün: Verbesserungen erfolgen vor allem dort, wo aus konstruktiven Gründen sowieso Maßnahmen notwendig sind. Da der größte Wärmeverlust über das Dach erfolgt, wurde eine Kombination aus Zwischensparrendämmung und Aufdachdämmung gewählt. Das Haus hat jetzt eine „warme Mütze“ auf. Die Fachwerfelder, die durch die Reparatur des Fachwerks herausgenommen werden mussten, und die Gefache, die ursprünglich nicht ausgemauert waren, werden mit Dämmmaterial gefüllt. Da der Boden im Stall salzbelastet ist und der Holzboden in der Stube durch jahrelange Durchfeuchtung zerstört wurde, werden in beiden Bereichen die Fußböden neu aufgebaut und dabei natürlich vor aufsteigender Feuchte und Kälte geschützt (Abb. 4). Der kleine Gewölbekeller wird unverändert bleiben. Ob die Decke des Flachkellers gedämmt wird, ist noch nicht entschieden. Hier kommt nachher die Heizung rein, und wenn diese Wärme abgibt, ist eine Dämmung möglicherweise nicht sinnvoll.

Schöne: *Frau Wörner, wie finanzieren Sie das Vorhaben und wo haben Sie finanzielle Unterstützung erhalten?*

Wörner: Die Finanzierung läuft ganz klassisch mit Eigenkapital und Bankkredit. Unglaublich hilfreich ist natürlich die Förderung durch das Programm „Wohnen im Kulturdenkmal“ des Landes. Außerdem habe ich die BAFA-Förderung für Heizung bewilligt bekommen.

Schöne: *Welche Rolle spielte das Förderprogramm des Landes „Wohnen im Kulturdenkmal“ bei ihrer Entscheidung, das Projekt umzusetzen?*

Infokasten:

<http://www.issol.eu/de/weltneuheit-ziegelrote-solarmodule-im-denkmalgeschuetzten-ortsbild-im-kanton-freiburg>

Abbildungsnachweis

1, 3 RPS-LAD, FP; **2, 4, 5** RPS-LAD, Anne-Christin Schöne; **6** RPS-LAD, Martin Hahn

Wörner: In meinem Fall hatte ich mich bereits vor Bekanntgabe des Förderprogramms für das Projekt entschieden. Als mein Häusle dann zu einem von ganz wenigen „Leuchttürmen“ in Baden-Württemberg auserkoren wurde, konnte ich es kaum glauben. Das Förderprogramm hilft mir ungemein, dieses schöne Projekt realisieren zu können.

Schöne: *Welchen nützlichen Hinweis oder guten Rat würden Sie spontan privaten Bauherrn geben, die sich mit dem Gedanken beschäftigen, ein Kulturdenkmal zu sanieren?*

Wörner: Man sollte sich auf eine lange Dauer einstellen und viel Geduld mitbringen. Denkmale sind etwas für Leute, die Spaß an Eigenleistungen haben, sonst sprengt so ein Projekt schnell den Kostenrahmen. Es ist wichtig, sich auf das Objekt einzulassen und die Gegebenheiten zu akzeptieren. Ich empfehle, sich über andere Denkmalsanierungen zu informieren. Wichtig ist auch, sich ein gutes Netzwerk zu schaffen. Nachbarn haben oftmals super Handwerker-tipps. Außerdem sollte man nichts wegschmeißen. Alles lässt sich im Gebäude wiederverwenden. Also alte Steine oder Hölzer immer aufheben! (Abb. 6)

Grün: Ein Haus ist für die meisten Menschen die größte Investition, die sie in ihrem Leben tätigen. Vor Beginn der Arbeiten ist es daher auf jeden Fall sinnvoll, sich intensiv mit dem Gebäude zu beschäftigen. Hilfreich kann dabei durchaus die Erstellung eines Raumbuches sein, da es den Planer zwingt, sich mit jedem Raum, mit jeder Wand und allen Oberflächen zu beschäftigen. Eine gewisse innere Flexibilität ist notwendig, um sich auf die vorgefundene Raumstruktur einlassen zu können. Es gilt zu bedenken, dass Änderungen dort nicht nur oft denkmalrelevant sind, sondern auch zur Kostenfalle werden können.

Schöne: *Meinen herzlichsten Dank für das Gespräch.*

Von Strumpfhosen und Seifenblasen

Eine Grundschulklasse entdeckt das Werk des Architekten und Visionärs Frei Otto

Andreas Liebl

Im Rahmen der Aktion „Schüler erleben Denkmale“ haben sich Viertklässler einer Stuttgarter Grundschule mit dem Werk des Architekten Frei Otto beschäftigt. Anhand des von ihm entworfenen Instituts für leichte Flächentragwerke in Stuttgart-Vaihingen lernten sie dabei die Sinnhaftigkeit und den gesellschaftlichen Stellenwert des Denkmalschutzes kennen. An drei Vormittagen begaben sich die Kinder – angeleitet durch einen Experten – auf die Spuren des bedeutenden Architekten und Ingenieurs aus Leonberg.

Projekttag 1: Was haben die Pyramiden mit der Stuttgarter Staatsgalerie gemeinsam?

Gespannte Erwartung lag in der Luft, als der Architekt Andreas Liebl vom Universitätsbauamt Stuttgart und Hohenheim das Klassenzimmer betrat, in welchem die Kinder mit ihrer Klassenlehrerin bereits einen Stuhlkreis gebildet hatten. Nach einer kurzen Vorstellungsrunde erläuterte Herr Liebl zunächst das Berufsbild des Architekten anhand typischer Arbeitsmittel wie Dreikant, Skizzenrolle und Meterstab. Dabei wurde schnell klar, dass Architekten nicht ausschließlich neue Gebäude entwerfen und planen, sondern dass auch die Sanierung von historischen und denkmalgeschützten Gebäuden zum vielfältigen Auf-

gabenspektrum eines Architekten gehört. Im Zuständigkeitsbereich des Universitätsbauamts Stuttgart und Hohenheim befinden sich viele Gebäude aus den 1950er bis 1970er Jahren, von denen bereits einige in den letzten Jahren unter Denkmalschutz gestellt wurden.

Darauf folgend, durfte sich die Klasse gleich anschaulich mit dem Denkmalschutz beschäftigen. Jedes Kind bekam dazu die Abbildung eines Denkmals zugewiesen und sollte dieses auf einem Zeitstrahl chronologisch einordnen. Die zeitliche Bandbreite reichte dabei von den ägyptischen Pyramiden über das Alte Schloss in Stuttgart bis zur Staatsgalerie des Architekten James Stirling. Die Aufgabe erwies sich als durchaus knifflig, da auch unscheinbare Ge-



bäude aus dem nahen Lebensumfeld der Kinder dabei waren und man einigen Gebäuden das Alter und die Denkmaleigenschaft nicht unbedingt ansah.

Durch die Beschäftigung mit der Materialität und der Nutzung der Gebäude eröffneten sich weitere interessante Fragestellungen. Wird das Gebäude heute noch so genutzt wie damals? Und wenn nicht, weshalb?

Am Beispiel des Alten Schlosses wurde dies besonders anschaulich. Residierten hier früher die Herzöge Württembergs, beherbergt das stattliche Bauwerk in der Stuttgarter Innenstadt heute das Württembergische Landesmuseum. Dass ein Denkmal aufgrund der geänderten Nutzung manchmal umgeplant und baulich angepasst werden muss, weil zum Beispiel Toilettenanlagen benötigt und ein barrierefreier Zugang geschaffen werden müssen, lag auch für die Kinder auf der Hand.

Anhand der verschiedenen Abbildungen wurden die Kriterien, welche die Denkmaleigenschaft begründen, gemeinsam mit der Klassenlehrerin und dem Experten herausgearbeitet.

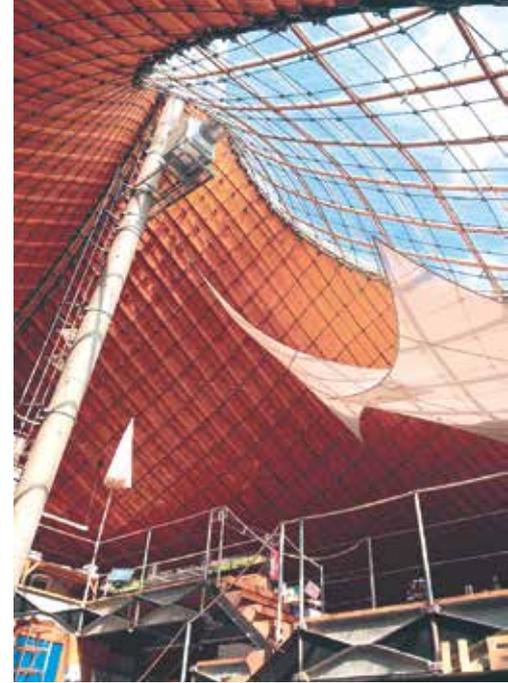
So muss jedes Gebäude zunächst mindestens eine Generation überdauern, da es sich erst rück-

blickend in die Entwicklung der Architektur- und Zeitgeschichte einordnen und sich dadurch die Denkmalfähigkeit feststellen lässt. Einige Bauwerke waren Schauplatz besonderer historischer Ereignisse oder stehen in Verbindung mit Personen der Zeitgeschichte und haben somit heimatgeschichtliche Bedeutung. Wiederum andere spiegeln den Wissensstand einer bestimmten Epoche wider. Und/oder die Architektur zeichnet sich durch eine sehr hohe ästhetische und gestalterische Qualität aus, unter Umständen besitzt das Bauwerk sogar Vorbildcharakter für bedeutende Nachfolgebauten. Nicht zuletzt prägen manche Gebäude aufgrund ihrer Lage und Präsenz maßgeblich das Stadtbild und sind somit städtebaulich von Bedeutung.

Im Verlauf des Gesprächs ist es den Kindern sehr gut gelungen, diese maßgeblichen Kriterien für die Denkmalfähigkeit eines Gebäudes herauszuarbeiten. Zudem ist es für die Ausweisung eines Denkmals wichtig, dass das Originalgebäude nicht zu viele Veränderungen erfahren hat, auch das gilt es zu bedenken.

Eine der Abbildungen zeigte das Institut für leichte Flächentragwerke von Frei Otto, eine Zeltdachkonstruktion, welches der Experte als konkretes

1 Das Institut für leichte Flächentragwerke in Stuttgart-Vaihingen.



2 Vorführung der von Frei Otto entwickelten Seifenblasenapparatur.

3 Ausprobieren am Modell.

4 Institut für leichte Flächentragwerke in Stuttgart-Vaihingen. Blick von innen Richtung Lichtauge.

Objekt ausgewählt hatte, um sich näher damit zu beschäftigen.

Das 1965 auf dem Unicampus Vaihingen errichtete Institut mit seinem beeindruckenden Dachtragwerk war Prototyp und Vorbild für weltbekannte Nachfolgebauten, wie etwa den EXPO-Pavillon von Montreal 1968 oder die Sportanlagen für die Olympischen Spiele in München 1972. In einem kurzen Filmbeitrag haben die Kinder anschließend die besondere Entwurfs- und Arbeitsweise von Frei Otto sowie sein Streben nach einer möglichst natürlichen Formgebung nach dem Vorbild der Natur kennengelernt. Dabei experimentierte er unter anderem mit Seifenlauge. In einem weiteren Filmbeitrag über die Olympiaanlagen in München war der Architekt Fritz Auer zu sehen. Lebendig und anschaulich erzählt er über den Entwurfsprozess im Büro Behnisch, welcher in den unkonventionellen Wettbewerbsbeitrag der in die Landschaft eingebetteten Zeltdächer mündete. Von vielen Kritikern zunächst als Utopie abgetan, wurde daraus schlussendlich – wie man heute weiß – eine der eindrucksvollsten Sportanlagen der Welt.

Mit einem überdimensionalen dehnbaren Stofftuch haben die Kinder am Schluss des ersten Projekttag über die Köpfe ihrer Mitschüler selbst eine Zeltdachlandschaft gespannt. Dadurch konnten die Kinder die bei der Konstruktion auftretenden Zug- und Druckkräfte am eigenen Körper erfahren.

Projekttag 2: Den Seifenblasenapparat gibt es „in echt“!

Am zweiten Projekttag fand die Exkursion auf den Universitätscampus in Stuttgart-Vaihingen statt, wo die Klasse am Gebäude des Universitätsbauamts von Herrn Liebl erwartet wurde, einem zwölfstöckigen Hochhaus, das unter anderem

aufgrund seiner innovativen Hubdeckenbauweise ebenfalls Denkmalstatus besitzt. Ein erstes Highlight war die Fahrt mit dem Aufzug auf die Dachterrasse. Von dort oben konnten weitere Kulturdenkmale, wie etwa der Stuttgarter Fernsehturm, entdeckt werden. Nicht weit davon war der Birkenkopf zu sehen, ein Berg, aufgehäuft aus den Trümmern des Zweiten Weltkriegs, darunter eine Vielzahl unwiederbringlich verlorener Denkmale. Anschließend besuchte die Gruppe gemeinsam das Institutsgebäude von Frei Otto. Dort hieß sie Markus Nitzlader, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Leichtbau Entwerfen und Konstruieren (ILEK), herzlich willkommen. In einem spannenden und kindgerechten Vortrag erzählte Herr Nitzlader von der Geschichte des Instituts und führte anschließend durch das Gebäude. Das ILEK vereint in Forschung und Lehre das architektonische Entwerfen und Gestalten mit der Konstruktion und Materialwissenschaft des Bauingenieurwesens und ist dadurch interdisziplinär aufgestellt. Der Bogen der Arbeitsgebiete spannt sich dabei vom Bauen mit Textilien und Glas bis zu neuen Strukturen im Stahl- und Spannbetonbau sowie dem sogenannten Ultra-Leichtbau durch adaptive Systeme. Innovative Fertigungs- und Steuerungstechnologien sowie alle Arten von digitalen Werkzeugen werden dabei einbezogen. Wie schon vormals bei Frei Otto geht es um die Optimierung von Form und Konstruktion hinsichtlich Material- und Energieaufwand, um Dauerhaftigkeit, Wiederverwertbarkeit der Materialien und deren Umweltverträglichkeit. Damit steht das Institut in der direkten Nachfolge der Arbeit und der Ideen des früheren Institutsleiters Frei Otto.

Die im Innenraum ausgestellten Apparaturen und Originalmodelle brachten nicht nur die Kinder, sondern auch die Klassenlehrerin und den

Experten zum Staunen. Angefangen von der Seifenblasenapparatur, mit deren Hilfe Frei Otto die natürliche Formgebung von Flächentragwerken untersuchte, über aufwendig gebaute Architekturmodelle gab es vor allem das eindrucksvolle Dachtragwerk des Institutsgebäudes zu bestaunen. Nebenbei wurden sogar statische Grundkenntnisse, etwa das Zusammenwirken von Zug- und Druckkräften, vermittelt. Mit der Exkursion zum Denkmal konnte so das erworbene Wissen aus dem ersten Projekttag vertieft und für die Kinder ganz besonders anschaulich gemacht werden.

Projekttag 3: Aus Stäben, Stahl- drähten und Strümpfen

Am dritten Projekttag wurden die Kinder ange-
regt, selbst aktiv zu werden und das Gelernte
praktisch umzusetzen. Sie durften ihre eigenen
Zeltdachkonstruktionen entwerfen und bauen.
Dazu hatte Herr Liebl im Werkraum der Schule
bereits das erforderliche Modellbaumaterial vor-
bereitet: Styroporplatten, Holzstäbe, Drähte und
Nägel sowie handelsübliche Feinstrumpfhosen
warteten auf ihre weitere Verwendung.

Vor Beginn der Modellbauaktion haben die Kin-
der noch weitere wegweisende Gebäude aus der
Schaffensperiode von Frei Otto kennengelernt,
etwa die Multihalle in Mannheim – ein Kultur-
denkmal – oder die Vogelvoliere im Tierpark Hel-
labrunn in München.

In Zweiergruppen durften die Kinder zunächst
die Strumpfhosen in möglichst große, zusam-
menhängende Stücke zurechtschneiden. Das äu-
ßerst dehnbare Material wurde dann von den
Schülern erstaunlich geschickt über die in die
Styroporplatten gesteckten Holzstäbe und Stahl-
drähte gespannt. Nach kurzer Zeit entstanden so
sehr unterschiedliche, aber durchweg beeindr-
ckende Zeltdach- und Membrankonstruktionen
mit teils großen Spannweiten. Die Kinder waren
sichtlich stolz auf ihre Meisterwerke, welche ganz
ohne Klebstoff, nur durch das Zusammenspiel
aus Zug- und Druckkräften, entstanden sind und
sogleich mit Legomännchen bestückt wurden.

Zum Schluss stellten die Schülerinnen und Schüler
ihre Modelle vor und erläuterten, was sie sich
beim Entwerfen überlegt haben und wofür ihre
Gebäude genutzt werden könnten.

Info

Das Landesamt für Denkmalpflege freut sich
stets über engagierte Architekten und Baufach-
leute, welche sich ebenfalls im Projekt „Schüler
erleben Denkmale“ einbringen möchten.

Abbildungsnachweis

1 PJT56 / Wikimedia Commons / CC BY-SA 4.0

2-4 Andreas Liebl

Fazit

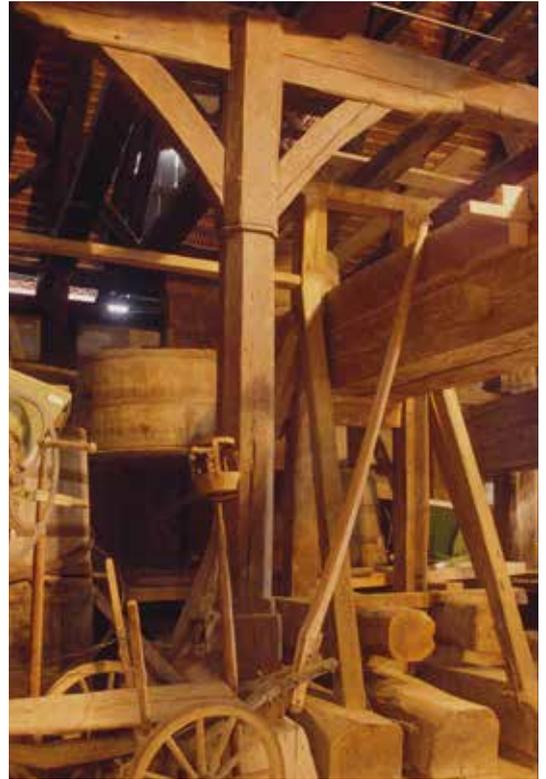
Dank der guten Vorbereitung und der hervor-
ragenden Zusammenarbeit aller Beteiligten wurde
das Projekt für die Schüler zu einer gewinnbrin-
genden Erfahrung außerhalb des normalen
Schulalltags. Dabei haben sich Expertenwissen
und Pädagogik sehr gut ergänzt. Vor allem aber
waren es die immer wieder erstaunlich präzisen
und einfallsreichen Fragen und Anmerkungen der
Kinder selbst, welche das Projekt zu einem Erfolg
werden ließen.

Frei Otto war Wegbereiter für eine Architektur,
welche sich am Vorbild der Natur orientiert und
zugleich dauerhaft und ressourcenschonend ist.
Nicht zuletzt sind die Bauwerke, an denen er mit-
gewirkt hat, gestalterisch besonders anspre-
chend. Für die Bauten künftiger Generationen
wünschte sich Frei Otto 2016 in der Videodoku-
mentation „Frei Otto. Denken in Modellen – Die
Arbeitsweise des innovativen Architekten“ vom
ZKM Folgendes:

„Meine Vision von der Baukunst von morgen
braucht keine neue Ästhetik, aber ein vervoll-
kommnetes ästhetisches Empfinden. Ich erhoffe
und wünsche mir für das Bauen im nächsten
Jahrhundert: sanfte Zurückhaltung im Bereich des
Materiellen bei gesteigerter Sensibilität, die sich
unverzerrt und frei entfaltet.“

Diese so wichtigen Aspekte bereits im Grund-
schulalter zu vermitteln erscheint nicht nur wün-
schenswert, sondern ist ob der Herausforderun-
gen, vor denen wir stehen, sogar als eine
Verpflichtung anzusehen. Die Projekte der Aktion
„Schüler erleben Denkmale“ leisten in dieser Hin-
sicht einen wertvollen Beitrag zur Architekturver-
mittlung an Schulen. Sie schärfen den Blick der
Kinder für den gesellschaftlichen Stellenwert der
Denkmalpflege. Denn nur, wenn wir unsere ge-
baute Umwelt lesen können, ist es uns möglich,
daraus die richtigen Schlüsse für die Zukunft zu
ziehen. ▶

Entdeckungen aus den Archiven



DIE „KELTERDOKUMENTATION“ VON KLAUS THINIUS-HÜSER

Einen Schatz für die Erforschung und Dokumentation historischer Kelterhäuser in Baden-Württemberg stellt die Sammlung von Prof. Dr.-Ing. Klaus Thinius-Hüser am Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (LAD) dar.

1938 in Thüringen geboren, studierte Klaus Thinius-Hüser von 1959 bis 1967 Architektur an der Universität Karlsruhe. 1967 machte er sein Diplom über Wohnungsbau und Siedlungswesen. In den folgenden Jahren war er am Lehrstuhl für Tragkonstruktionen als Assistent bis zur Promotion über „Raum und Konstruktion historischer bäuerlicher Wohneinheiten“ 1979 tätig. Von 1980 bis zu seinem Ruhestand 2003 hatte Thinius-Hüser eine Professur am Institut für Tragkonstruktionen, Fakultät für Architektur der Universität Karlsruhe, inne.

Zunächst privatem Interesse an historischen Holzbauten, zum Beispiel Zehntscheunen, Rat-, Korn-, Zeughäusern oder Markthallen, und im speziellen Bauernhäusern folgend, verlagerte er seine Beschäftigung zunehmend auf die Kelterhäuser in den Weinbaugebieten Baden-Württembergs. Oftmals fehlende Pläne bewogen Thinius-Hüser, Gebäude selbst aufzumessen bzw. auf Bauaufnahmen zurückzugreifen, die im inzwischen angebotenen Wahlfach „Historische Holzkonstruktionen“ an der Universität Karlsruhe angefertigt wurden.

Das Interesse an den kaum beachteten und meist gefährdeten Kelterern wuchs zunehmend in der Bevölkerung, aber auch bei den kommunalen Verwaltungen vor Ort. Thinius-Hüser machte es sich zur Aufgabe, auf diese eher

vernachlässigte Denkmalgattung hinzuweisen und für eine denkmalgerechte Umnutzung zu werben. Zur Untermauerung seines Anliegens erarbeitete er mithilfe von Bauaufnahmen sowie den Entwürfen der Studierenden die Ausstellung „Historische Kelterhäuser in Baden-Württemberg“, die 2004 bereits 35 Ausstellungstafeln umfasste. Die Ausstellung wurde an 26 Kelterstandorten, am

Landesgewerbeamt Karlsruhe, an der Fachhochschule Holzwinden und an der Technischen Hochschule Dresden gezeigt. Weitere Ausstellungen gesamt oder in Teilen sowie ein Begleitheft zur Ausstellung folgten.

Info

Die Darstellung der Genese des Kelter-Projekts beruht auf der handschriftlichen „Kelterdokumentation“ von Klaus Thinius-Hüser, Waldbronn 2017.

Weiterführende Literatur:

Karsten Preßler: Sommernutzung, Wohnnutzung, Übernutzung. Ehemalige Keltergebäude im Rems-Murr-Kreis, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4, 2007, S. 231–238.

Historische Kelterhäuser in Baden-Württemberg. Begleitheft zur gleichnamigen Ausstellung, Aus Forschung und Lehre 30, Institut für Tragkonstruktionen an der Fakultät für Architektur, Universität Karlsruhe, Sachsenheim 2003.

Klaus Thinius-Hüser: Rathäuser, Spitäler und Zehntscheunen – Historische Großhäuser in Württemberg, in: Schwäbische Heimat 2, 2000, S. 135–149.

Klaus Thinius-Hüser: Historische Holzkonstruktionen, Karlsruhe 1998.

Klaus Thinius-Hüser: Raum und Konstruktion historischer bäuerlicher Wohnbauten, Aus Forschung und Lehre 7, Institut für Tragkonstruktionen an der Fakultät für Architektur, Universität Karlsruhe, o. O. 1979.

Abbildungsnachweis

RPS-LAD, Sammlung Prof. Dr.-Ing. Klaus Thinius-Hüser

Grundlage für seine zahlreichen Publikationen zum Thema und für die Ausstellung war die „Kelterdokumentation“, die Thinius-Hüser 2017 zusammenstellte und dem LAD übergab. Der handschriftlichen Dokumentation vorangestellt ist eine kurze Darstellung zur Entstehung und Entwicklung des Projekts und zum Umfang der Sammlung sowie eine Erläuterung der vorhandenen Kelterquerschnitte. Die Sammlung selbst umfasst: mehrere Din-A4-Ordner, Sammelmappen und Großordner, eine Planrolle (inklusive 276 Kelterquerschnitte), zahlreiche Einzeldokumentationen, 97 Dia-Journal-Kassetten mit circa 2100 Farb-Dias, einen Karton mit Farbfotos der Kelterhäuser und eine VHS-Kassette „Schaupressen“.

Das Material wurde von den Kollegen vom Bildarchiv der Bau- und Kunstdenkmalspflege sowie vom Planarchiv am Dienststz Esslingen des LAD gesichtet, aufwendig digital dokumentiert und gelistet sowie archivgerecht untergebracht. Die digitale Listung ermöglicht eine Recherche der Dias über Filter (Regierungsbezirke, Landkreis, Ort und Adresse, Innen-/Außenaufnahme, Datum der Aufnahme). Über die vom LAD vergebene Dia-Nummer wird das Auffinden eines gesuchten Bildes in der Sammlung nun ermöglicht.

Die Dias zeigen sowohl Innen- als auch Außen- aufnahmen und entstanden zwischen den 1980er und 2000er Jahren. Die Außen- aufnahmen zeigen jedes Gebäude aus mehreren Perspektiven. Auf diese Weise lässt sich die Kelter im Straßen- und Ortsgefüge sowie hinsichtlich der Zugänge vom Wegenetz verorten. Die Innenaufnahmen – und hier besonders die der Holzkonstruktionen – zeigen Thinius-Hüserns Liebe zum Detail. Ausgehend von einer Gesamtansicht eines Innenraums, werden die Aufnahmen immer kleinteiliger. Die Bilder dokumentieren detailliert und aus unterschiedlichen Perspektiven den Aufbau und die Verbindungselemente einer Dachkonstruktion. In Einzelfällen zeigen die Fotos auch Umnutzungen und nachträglich hinzugekommene Elemente in der Innenausstattung.

Für den Denkmalpfleger ist die digitalisierte Dia-Sammlung von Thinius-Hüser in Verbindung mit der digitalen Übersichtsliste von unschätzbarem Wert: sei es bei der Inventarisierung und der damit verbundenen Prüfung eines Objekts auf Denkmalfähigkeit, sei es im Bereich der Bauforschung zur Untersuchung des ursprünglichen Aussehens, des tatsächlichen Alters oder der Bau- und Konstruktionsweise, sei es in der praktischen Denkmalpflege, wenn es um Fragen des denkmalgerechten Umgangs mit dem Objekt geht. Die Bilder veranschaulichen auch



Alle Fotos Kelter in Eisingen, Aufnahme von 1994.

kleinste Details an schwer zugänglichen Stellen und zeugen so von den Konstruktionsprinzipien vergangener Generationen. Über die Filterfunktion der Übersichtsliste lassen sich Cluster nach Ort oder Landkreis bilden, die Aufschluss über regionale Besonderheiten bei dieser Baugattung geben können.

Für die Mitarbeitenden der Denkmalpflege stellen Sammlungen und Dokumentationen dieser Art einen Fundus von nicht zu überschätzender Bedeutung dar – auf den sie in ihrer täglichen Arbeit angewiesen sind und gern zugreifen. Grit Koltermann

Auszug aus der handschriftlichen Kelterdokumentation, 2017.

Querschnitte auf den beiden großen Plänen (276!)

Liste der vorh. Kelterquerschnitte

1 Affalterbach	⊕ 02 03 S1 G2
2 Achelberg	⊕ 02 03 S1 G1 9
3 Altmünzen	⊕ 02 03 S1 A 9
4 Almersbach a. W.	⊕ 02 03 S1 G1 4
5 Appeg	⊕ 02 03 S1 A 10
6 Ahrich	⊕ 02 03 S1 G1 6
7 Bad Wimpfen	⊕ 02 03 S1 G2 3
8 Bachornau	⊕ 02 03 S1 G1 4
9 Bächlingen	⊕ 02 03 S1 G1 8
10 Beilstein	⊕ 02 03 S1 G2 4
11 Belwinberg	⊕ 02 03 S1 G1 14
12 Bermünzen	⊕ 02 03 S1 6 2
13 Besigheim	⊕ 02 03 S1 G2 4 2
14 Beuren	⊕ 02 03 S1 G2 6
15 Beutelsbach: Ober Mül-	⊕ 02 03 S1 G2
16 Beutelsbach: Dorf	⊕ 02 03 S1 G2
17 Beutelsbach: Unter Mül-	⊕ 02 03 S1 G2
18 Böhlingen	⊕ 02 03 S1 G1
19 Birmingen	⊕ 02 03 S1 3 7
20 Brinswangen	⊕ 02 03 S1 G2 10 6
21 Birkfeld	⊕ 02 03 S1 G2 9
22 Büdingen	⊕ 02 03 S1 G2
23 Böttingen	⊕ 03 S1
24 Bodman	⊕ 02 03 S1 G2 13 5
25 Bönnigheim: Gamminger	⊕ 02 03 S1 6
26 Bönnigheim: Neippergen	⊕ 02 03 S1 A 4
27 Bötzingen	⊕ 02 03 S1 A 5

Rückblick

FACHGESPRÄCH „BETONINSTANDSETZUNG AM DENKMAL – FALLBEISPIELE AUS BADEN-WÜRTTEMBERG“

AM 17. NOVEMBER 2023 AM LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART, ESSLINGEN A. N.

Am 17. November 2023 fand das Fachgespräch „Betoninstandsetzung am Denkmal – Fallbeispiele aus Baden-Württemberg“ als Abschluss des Betonprojektes des Landesamts für Denkmalpflege (LAD) statt. Experten und Mitarbeitende des LAD waren dazu eingeladen worden. Das Projekt wurde durch das Referat Spezialgebiete initiiert, da bei Betoninstandsetzungen am Denkmal standardisierte Verfahren oftmals zum Verlust von bauhistorischen Informationen und damit verbundenen Denkmalwerten führen, wie Dr. Claudia Mohn als Leiterin des Referates Spezialgebiete der Bau- und Kunstdenkmalpflege in ihrer Begrüßung betonte. Daran anknüpfend erläuterte Almuth Escher, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Betonprojekt, die Notwendigkeit des stetigen interdisziplinären Austausches und der Weiterentwicklung von Techniken und Methoden. Ziel der Veranstaltung war der offene Dialog, um die verschiedenen Normen und Richtlinien mit denkmalpflegerischen Grundsätzen in Einklang zu bringen sowie Kompromisse und Lösungsansätze aufzuzeigen.

Die erste Sektion befasste sich mit einer Auswahl an Untersuchungsmethoden. Einleitend wurden Laboruntersuchungen zur Baustoffcharakterisierung des Betons der Liederhalle in Stuttgart aus den 1980er Jahren mit heutigen Möglichkeiten verglichen (Benedikt Maurer, MPA). Am Beispiel der kürzlich abgeschlossenen Instandsetzung eines Musterbalkons am Hochhaus Romeo in Stuttgart wurden der komplexe Sachverhalt des Stahlbetonbaus sowie diverse zerstörungsfreie Prüfmethode erläutert (Ursula Kallenbach, Schilling + Kallenbach; Frank Lehmann, MPA).

Die zweite Sektion widmete sich dem Themengebiet von Beschichtungen und Farbfassungen auf Beton aus Sicht des Fachgebiets Restaurierung. Der erste Beitrag schnitt das Thema der Oberflächenschutzsysteme an und wies auf die umfangreiche Anzahl an Regelwerken und technischen Vorschriften hin, welche sich hauptsächlich auf Neubauten beziehen (Karin Schinken, LAD). Dies verdeutlicht die Problematik in der Erhaltung von denkmalgeschützten Betonbauwerken. Anschließend wurde an verschiedenen Beispielen die unterschiedliche Wertschätzung von Farbfassungen auf Beton erläutert und für die Aussagekraft von gealterten Fassungen im Vergleich zu Neuanstrichen sensibilisiert (Teresa Kolar, LAD).

Zum Abschluss wurden in der dritten Sektion Vorträge aus dem Partnerfeld des LAD vorgestellt. Diese widmeten sich der Projektplanung



1 Die Teilnehmenden des Fachgesprächs.



2 Stuttgart, Liederhalle.

und der restauratorischen Ausführung. Dazu zählte der natursteinimitierende Kunststein des Sanatoriumgartens in St. Blasien (Dietmar Bader) sowie die aus Zementmörtel frei modellierte Skulptur „Räumliche Wand“ von Otto Herbert Hajek in Villingen-Schwenningen (Frank Eger).

Die Abschlussdiskussion wurde von den Moderatorinnen mit Impulsen zu weiteren Praxisbeispielen wie der Tübinger Ochsenmauer und der Reinhard-Fieser-Brücke im Weltkulturerbe Baden-Baden eingeleitet. Hinzu kamen Fragen und Anregungen aus dem Publikum. Dabei zeigte sich schnell, dass Herausforderungen und Lösungsansätze zwar existieren, aber weiterer Forschungsbedarf und interdisziplinärer Austausch zwingend notwendig sind. Perspek-

tivisch bleiben individuelle Lösungen ein wichtiger Teil der Betoninstandsetzung am Denkmal. Die Organisatorinnen zogen abschließend ein positives Resümee und konstatierten, dass die Veranstaltung einen idealen Ort für den fachlichen und interdisziplinären Austausch unter Experten darstellte. Zudem erwies sich das Fachgespräch als ein gelungenes Forum für den Ausbau eigener Netzwerke und die Erweiterung von Lösungsstrategien.

Almuth Escher, Patrick Schumann

Abbildungsnachweis

1 RPS-LAD, Andreas Dubschlaff

2 RPS-LAD, Almuth Escher

Große Landesausstellung 2024

WELTERBE DES MITTELALTERS – 1300 JAHRE KLOSTERINSEL REICHENAU

20. April–20. Oktober 2024
 Ausstellungsort: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg
 Benediktinerplatz 5
 78467 Konstanz
 T 07531 98040
 info@konstanz.alm-bw.de
 alm-konstanz.de

Kostbarste Leihgaben sowie gleich zwei UNESCO-Welterbe-Titel machen die Große Landesausstellung 2024 zu einer der spektakulärsten Sonderausstellungen Europas. Das Königskloster Reichenau war eines der innovativsten kulturellen und politischen Zentren des Reichs und besaß im 10. und 11. Jahrhundert eine einflussreiche Malschule. Lange vor der Erfindung des Buchdrucks galt das Kloster als einer der größten europäischen Wissensspeicher und Impulsgeber. Im Jahr 2000 wurde die „Klosterinsel Reichenau“ in die Liste der Welterbestätten der UNESCO aufgenommen. Die Hauptwerke der Reichenauer Handschriften wurden 2003 als „kulturgeschichtlich einzigartige Dokumente, die exemplarisch das kollektive Gedächtnis der Menschheit repräsentieren“, zum UNESCO-Weltdokumentenerbe ernannt. Anlässlich des Jubiläums „1300 Jahre Klosterinsel Reichenau“ führt das Badische Landesmuseum in Kooperation mit der Gemeinde Reichenau und dem Landesamt für Denkmalpflege diese einmaligen und kostbaren Kunstwerke am Bodensee zusammen.

Die Ausstellung wird im Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg in Konstanz die faszinierende Geschichte der Abtei anhand herausragender Kunstwerke lebendig werden lassen. Ein besonderes Highlight sind die prachtvollen Handschriften aus dem Reichenauer Skriptorium. Die reiche monastische Kulturlandschaft an Bodensee und Hochrhein wird dabei ebenfalls in den Blick genommen. Das Publikum kann die europaweiten Beziehungen der Abtei genauso wie die Lebensbedingungen der Mönche und der heutigen Bewohner kennenlernen.

Zur Ausstellung werden ein reich bebildertes Begleitbuch sowie eine Publikation der Vorträge der Tagung „Die Klosterinsel Reichenau im Mittelalter. Geschichte – Kunst – Architektur“ erscheinen.

Parallel zur Großen Landesausstellung finden weitere Korrespondenzausstellungen statt:

Spurensuche. Eine Kriminalitätsgeschichte der Reichenau

Landesarchiv Baden-Württemberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, 26. 4.–9. 8. 2024.

Alte Bücher – neue Inspirationen. Künstlerische Blicke auf die Reichenauer Handschriften

Badische Landesbibliothek, Karlsruhe, 15. 5.–14. 9. 2024.

Mittelalter am Oberrhein

Badisches Landesmuseum, Schloss Karlsruhe, dauerhaft.

Archäologie & Playmobil – Mönche, Mission, Abenteuer. Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz, ab 20. 4. 2024. Buchungsservice für die Ausstellung in Konstanz.

Badisches Landesmuseum
 Mo–Do 9–12 und 14–17 Uhr, Fr 9–12 Uhr
 Tel. 0721 926-6520, Fax 0721 926-6537
 service@landesmuseum.de
 Buchungsservice für die Reichenau
 Tourist-Information Reichenau
 Pirminstraße 145
 78479 Reichenau
 Tel. 07534 92070
 fuehrungen@reichenau-tourismus.de
 reichenau-tourismus.de



Meisterwerke der Eiszeit – Die ältesten Tierskulpturen der Menschheit

EINE SONDERPRÄSENTATION DES ARCHÄOLOGISCHEN LANDESMUSEUMS BADEN-WÜRTTEMBERG

2. Dezember 2023 bis 1. Dezember 2024



1 Skulptur eines Mammuts, die vor rund 40000 Jahren aus Mammutelfenbein geschnitzt wurde.

Das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg (ALM) zeigt bis zum 1. Dezember 2024 in einer Sonderpräsentation die ältesten Tierskulpturen der Menschheit. Mit den Figuren eines Mammuts und eines Höhlenlöwen handelt es sich um Objekte von Weltrang, die vor rund 40000 Jahren aus Mammutelfenbein geschnitzt wurden. Gefunden wurden die Skulpturen in der Vogelherdhöhle im Lonetal, die zum Weltkulturerbe „Höhlen und Eiszeitkunst der Schwäbischen Alb“ zählt und 2017 von der UNESCO in die Welterbeliste aufgenommen wurde. Die Tierskulpturen – zwei von über 50 figürlichen Kunstobjekten aus Mammutelfenbein und acht Flöten aus demselben Material bzw. aus Vogelknochen, die dort gefunden wurden – zählen international zu den bedeutendsten Funden der Altsteinzeit.

Während der letzten Eiszeit besiedelte vor 43000 Jahren der moderne Mensch Europa. Er nutzte auch die Höhlen der Schwäbischen Alb, die die Kulturschichten bis heute schützen und schützen. Die ältesten beweglichen Kunstwerke dieser Art weltweit wurden so erhalten. Es handelt sich überwiegend um Nachbildungen der Tiere der eiszeitlichen Landschaft, wie Mammut, Wisent, Pferd, Höhlenlöwe oder Höhlenbär, aber auch kleinere Tiere wie Igel oder Fisch. Erleben Sie die beiden Skulpturen im Rahmen der Sonderpräsentation „Meisterwerke der Eiszeit – die ältesten Tierskulpturen der Menschheit“ noch bis zum 1. Dezember 2024 im ALM und bestaunen Sie Objekte, die von der Fähigkeit zur Beobachtung und detailgetreuen Wiedergabe ihrer Umwelt durch die Menschen der Altsteinzeit zeugen.

Das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg (ALM) hat als zentrale Institution für die Vermittlung der Landesarchäologie seinen Hauptsitz in Konstanz. Weiterhin zählen zum ALM: das Zentrale Fundarchiv in Rastatt und sieben Zweigmuseen in Aalen, Bad Buchau, Blaubeuren, Oberriexingen, Osterburken, Rottweil und Walheim.

Funde, Modelle und Rekonstruktionen veranschaulichen spannend die Methoden und Ergebnisse der modernen Forschung in der Archäologie. Es wird dabei ein Zeitfenster von den Pfahlbauten des 4. Jahrtausends v. Chr. an den Voralpenseen bis zur Archäologie in den mittelalterlichen Städten des Landes abgedeckt.

Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg
Benediktinerplatz 5
78467 Konstanz
www.alm-konstanz.de
info@konstanz.alm-bw.de
Öffnungszeiten
Dienstag bis Sonntag, Feiertag 10 bis 17 Uhr
Montag geschlossen

Abbildungsnachweis
1, 2 ALM, M. Schreiner



2 Blick in die Ausstellung.

THE hidden LÄND – Wir im ersten Jahrtausend

EINE VORTRAGSREIHE DER GESELLSCHAFT FÜR ARCHÄOLOGIE IN WÜRTTEMBERG UND HOHENZOLLERN E.V.

in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Württemberg



1 Sülchenkirche am Ende der Ausgrabung.



2 Collage: Porphyry (Museum Ulm), Goldring (Museum Ulm), Münzen (LMW).

Im September 2024 beginnt in Stuttgart die Große Landesausstellung Archäologie in Baden-Württemberg. Sie wird ausgerichtet vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg und vom Landesamt für Denkmalpflege. Präsentiert werden Highlights der archäologischen Forschung zum 1. Jahrtausend in Baden-Württemberg aus den letzten 30 Jahren. Der Gang durch die Jahrhunderte führt anhand wichtiger Fundplätze und Funde durch die vielfältigen Lebenswelten der Menschen im Süd-

westen von der Römerzeit bis in die Zeit des Herzogtums Schwaben. In den Vorträgen stellen die an der Umsetzung des Ausstellungsprojekts beteiligten Wissenschaftler diese Fundplätze, ihre Besonderheiten und ihre Zeit vor.

Landesmuseum Württemberg

Reinhold-Würth-Saal, Schillerplatz, Stuttgart

Online: Angaben zur Anmeldung und zur Durchführung finden Sie auf unserer Homepage

www.gesellschaft-archaeologie.de

Beginn: jeweils 19 Uhr

Teilnahme frei, Spenden erwünscht

Abbildungsnachweis

1 LMW RPS-LAD, Beate Schmid; 2 RPS-LAD, YM; Museum Ulm; LMW, Matthias Ohm

Donnerstag 21. März 2024

Tatort Lauchheim – letzte Klappe

Dr. Benjamin Hoeke, LAD,

und Dr. Susanne Brather-Walter, Freiburg

Nach über einem Jahrzehnt intensiver Forschungen sind die Auswertungen zum frühmittelalterlichen Gräberfeld inklusive Siedlung nahezu abgeschlossen. Der Vortrag bietet ein buntes Potpourri der wichtigsten und eindrucksvollsten Ergebnisse, wobei der besondere Stellenwert Lauchheims für die Frühmittelalterarchäologie über die Landesgrenzen hinweg betont werden soll.

Donnerstag 11. April 2024

Archäologische Zeugnisse einer neuen Glaubenswelt

Dr. Gabriele Graenert, LAD

Die Geisteswelt der Menschen des Frühmittelalters ist für uns heute schwer zugänglich. Es ist die Zeit des Übergangs von den antiken Gesellschaften in die christliche Welt des Mittelalters. Wenige Schriftquellen und die überlieferte materielle Kultur bieten nur ausgewählte Einblicke. Der Vortrag präsentiert archäologische Zeugnisse, in denen sich Aspekte religiöser Praktiken und Vorstellungen abbilden.

Donnerstag 2. Mai 2024

Orte der Macht – Zentralorte als Ausdruck frühmittelalterlicher Herrschaft in Südwestdeutschland

Dr. Jonathan Scheschekewitz, LAD,

und Prof. Dr. Ralph Röber, ALM

Während das 9./10. Jahrhundert in gesellschaftlicher und sozialer Hinsicht nahtlos an Entwicklungen des vorherigen Jahrhunderts anknüpft, werden in dieser Zeit in Südwestdeutschland erstmals Zentralorte als Ausdruck geistlicher und weltlicher Macht fassbar. Sie hatten verschiedene Funktionen, unter anderem konnten sie zur Repräsentation einer Elite oder als religiöses oder wirtschaftliches Zentrum dienen. Durch die Schriftquellen treten Pfalzorte und Königshöfe, aber auch Bischofssitze, Klöster und Stifte in Erscheinung, aus denen sich in den späteren Jahrhunderten florierende Städte entwickeln konnten. Deren Frühzeit wird durch die archäologischen Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte zunehmend greifbar. Daneben treten auch andere Fundstellen mit ähnlichem Charakter in Erscheinung, deren einstige Bedeutung nur archäologisch nachweisbar ist.

Neuerscheinungen



Vorindustrieller Holzbau Terminologie und Systematik für Südwestdeutschland und die deutschsprachige Schweiz

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, zusammen mit dem Arbeitskreis für Hausforschung, Regionalgruppe Baden-Württemberg, und der Vereinigung für Bauforschung Schweiz

Südwestdeutsche Beiträge zur historischen Bauforschung, Sonderband, 2. erweiterte Auflage, Heidelberg 2023, 184 Seiten mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abb.

doi: <https://doi.org/10.11588/sbhb.2023.1>,
eISBN 978-3-96929-235-8,
Print-ISBN 978-3-96929-233-5,

Open Access kostenfrei bzw. 28 Euro (Print)
Zu beziehen über den Buchhandel (Print-on-Demand) oder online frei über die angegebene doi

Wer einen historischen Holzbau beschreibt, trifft auf eine Vielzahl an Begriffen, die bisher weder einheitlich verwendet werden noch immer sofort zu erschließen sind. Der vorliegende Band – nun überarbeitet, erweitert und in zweiter Auflage – sammelt nicht nur die im südwestdeutschen Raum und in der deutschsprachigen Schweiz verwendeten Begriffe, sondern bietet eine hilfreiche neue Systematik und in sich stimmige Terminologie.

Die umfangreiche Kenntnis des regionalen Bestandes und der bauhistorischen Entwicklung ermöglicht eine exakte und präzise Herleitung der Begrifflichkeiten. Die Grundlage bilden die konstruktiven Aspekte des Holzbaus, verbunden mit zimmerungstechnischen Abläufen. Alle dargestellten Phänomene können an tatsächlich untersuchten Objekten nachgewiesen werden. So ist dieses Standardwerk eine hervorragende Arbeitshilfe für alle in Denkmalpflege und Bauforschung Tätigen sowie für diejenigen, die sich mit historischem Holzbau beschäftigen.



Zwischen Marmor und heißen Quellen. Das römische Baden-Baden

Sarah Roth und Jessica Preiß, mit Beiträgen von Martin Dietrich, Ella Magdalena Hetzel, Peter Knierrim und Elke Löhnig
Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 90

Hrsg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Esslingen 2023, 182 Seiten, zahlr. überwiegend farbige Abbildungen, ISBN 978-3-942227-58-2, 12 Euro

Als Baden-Baden im 18. und 19. Jahrhundert zu einem der mondänsten Kurorte Europas aufstieg, blickte die Nutzung der heißen Quellen an der Oos bereits auf eine lange Tradition zurück. Schon gegen Ende des 1. Jh. n. Chr. entstand aus einem römischen Militärstützpunkt eine florierende Ortschaft namens *Aquae* – „Wasser“. Ihre Bäder zogen Besucher aus nah und fern an und bald entwickelte sich der Ort zu einem wichtigen Zentrum der Region.

Von den Ruinen des römischen *Aquae* ist heute allerdings nur noch wenig zu sehen. Doch wo sich Überreste der frühen Vergangenheit im Boden zeigten, wurde deutlich, dass hier ein besonderer Platz ist: die Kaiserbäder, ausgeschmückt mit Marmor und grünem Granit, das Mauerwerk der Soldatenbäder, die Baracken und der Verwaltungsbau auf dem Rettig, die hervorragenden Erhaltungsbedingungen in den Feuchtsedimenten des Rotenbachtals und nicht zuletzt eine Merkurstatue, die dem Baden-Badener Hausberg seinen Namen gab ...

Band 90 der Archäologischen Informationen aus Baden-Württemberg gibt einen aktuellen Überblick über die Archäologie und Forschungsgeschichte des römischen *Aquae* und ergänzt damit die in der Reihe „Führer zu archäologischen Geländedenkmälern“ bereits 1989 bzw. 2008 erschienenen Bände 11 und 25 mit dem Kenntnisstand des Jahres 2023.



Frühmittelalterliche Fundamente

Regierungspräsidium Stuttgart – Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 47, Ostfildern 2023, 160 Seiten mit zahlreichen, meist farbigen Abb., ISBN 978-3-7995-1983-0, 25 Euro
Zu beziehen über den Buchhandel oder den Jan Thorbecke Verlag

Unser Verständnis von frühmittelalterlicher Architektur ist geprägt durch die Analyse von Grundrissen, deren dreidimensionale Baugestalt oft anhand weniger erhaltener Beispiele ergänzt werden muss. Einzelnen gut erhaltenen Bauwerken steht dabei eine große Fülle archäologisch erschlossener Objekte gegenüber, von denen nur noch die Fundamente erhalten sind. Ausgehend von den 2018 im Rahmen des Hochwacht-Stipendiums neu untersuchten Fundamenten der frühmittelalterlichen Vorgängerbauung unter der Esslinger Stadtkirche St. Dionys, stellte die internationale Fachtagung „Frühmittelalterliche Fundamente“ verschiedene Fundamentmauerwerke zusammen, wobei der Fokus auf exakten Beschreibungen der Befunde liegt. Der Band dient so als Ausgangspunkt für Vergleiche, die über eine reine Grundrisstypologie hinausgehen.

Personalia

Ref. 82

Isabelle Mühlstädt

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.1

Sabine Kraume-Probst

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.2

Barbara Baum

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.2

Tabea Brandt

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

Almuth Escher

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.2

Nicoletta Hellpap

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.2

Amelie Schwarzer

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.2

Ella Huber

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

Geraldine Buchenau

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.1

Hildegard Hüther

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

Anke Heinemann

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 83.3

Iris Geiger-Messner

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.1

Thimo Brestel

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.1
Dr. Richard Vogt

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.1
Dr. Harald von der Osten-Woldenburg

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.2
Sarah Schiller

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.2
Dr. Gertrud Kuhnle

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Ref. 84.2
Margitta Bischler

Diese Passage ist aus
Datenschutzgründen nicht online

Autorinnen und Autoren

Lucas Bilitsch

Andreas Buschmeier

Yongyan Cheng

Dr. Andreas Haasis-Berner

Dr. Dörte Jakobs

Dr. Bertram Jenisch

Dunja Kielmann

Dr. Elena Marinova-Wolff

Dr. Anne-Christin Schöne

Dr. Heiko Wagner

Dr. Günther Wieland

Dr. Jörg Widmaier

Landesamt für Denkmalpflege

im Regierungspräsidium Stuttgart

nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Sandra Kriszt

Universität Heidelberg

Institut für Europäische Kunstgeschichte

Seminarstraße 4

69117 Heidelberg

Dr. Andreas Kronz

Jochen Gätjen

Abteilung Mineralogie

Geowissenschaftliches Zentrum

Georg-August-Universität Göttingen

Goldschmidtstraße 1

37077 Göttingen

Dr. Moritz Lange

Staatliche Schlösser und Gärten

Schlossraum 22a

76646 Bruchsal

Andreas Liebl

Universitätsbauamt Stuttgart und

Hohenheim

Pfaffenwaldring 32

70569 Stuttgart

Markus Numberger

Büro für Bauforschung und

Denkmalschutz

Im Heppächer 6

73728 Esslingen am Neckar

Dr. Daniel Parello

Corpus Vitrearum Deutschland

Arbeitsstelle der Mainzer Akademie

der Wissenschaften und der Literatur

Lugostraße 13

79100 Freiburg im Breisgau

Prof. Dr. Sabine Rieckhoff

Professur für Ur- und Frühgeschichte

Universität Leipzig

Privat: Lederergasse 9

93047 Regensburg

Prof. Dr. Manfred Rösch

Institut für Ur- und Frühgeschichte

und vorderasiatische Archäologie

Universität Heidelberg

Sandgasse 7

69117 Heidelberg

Paul Johann Seitz

Bundesfreiwilliger 2022/23

Wäldenbronner Straße 11

73732 Esslingen

Abkürzungen in den Bildnachweisen

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

OB = Otto Braasch

KF = Karl Fisch

UE = Ulrich Engert

IGM = Iris Geiger-Messner

BH = Bernd Hausner

YM = Yvonne Mühleis

FP = Felix Pilz

UR = Uli Regenscheit

ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz

LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg

MLW = Ministerium für Landesentwicklung und Wohnen Baden-Württemberg



Baden-Württemberg

LANDESAMT FÜR DENKMALPFLEGE
IM REGIERUNGSPRÄSIDIUM STUTTGART



Baden-Württemberg

MINISTERIUM FÜR LANDESENTWICKLUNG UND WOHNEN



Denkmalpflege
in Baden-Württemberg

1/2024 53. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a.N.
gefördert vom Ministerium für Landesentwicklung
und Wohnen – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege
Prof. Dr. Claus Wolf

Redaktionsleitung:

Grit Koltermann, Dr. Irene Plein

Redaktionsausschuss:

Dr. Dieter Büchner, Andreas Dubsloff, Dr. Andreas
Haasis-Berner, Dr. Kristina Hagen, Martina Goerlich,
Dr. Oliver Nelle, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier,
Dr. Yvonne Tafelmaier, Tobias Venedey

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart

Lektorat: Michaela Franke

Gestaltung und Herstellung:

Rainer Maucher / Corinna Ehmann

Druck: Offizin Scheufele, Stuttgart

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 29 000

Hinweis:

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit und zur
Unterstützung der digitalen Suche im E-Journal
wird überwiegend auf eine geschlechtsspezifische
Differenzierung verzichtet. Entsprechende Begriffe
gelten im Sinne des Gleichbehandlungsgesetzes
für alle Geschlechter.

Nachdruck:

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des
Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben
und die Überlassung von zwei Belegexemplaren
an die Schriftleitung sind erforderlich.

Spendenkonto:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen,
bitte Name und Anschrift angeben.

Beilage:

- DENKMALSTIMME der Denkmalstiftung Baden-
Württemberg. Auch kostenlos bei der Geschäfts-
stelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg,
Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.
- Jahres-Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 2023



Umschlagabbildung

Reichenauer Köpfchen, Element-Collage
zur Visualisierung der chemischen Analyse
© Jochen Gätjen, Geowissenschaftliches
Zentrum Göttingen.

Foto Editorial: © RPS/Potente



Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
Postfach 200152, 73712 Esslingen am Neckar
ISSN 0342-0027

1/2024 53. Jahrgang

Abonnement

Sind Sie am kostenlosen Bezug von

Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege interessiert oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann verwenden Sie dafür den unten stehenden Abschnitt oder eine der anderen Bestellmöglichkeiten.

Bestellung und Adressänderungen

- ▶ Tel. 071 56 / 1 65 91-3 35
- ▶ nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- ▶ www.denkmalpflege-bw.de
- ▶ per Post mit dem Coupon unten an die oben links stehende Postfachadresse senden – Stichwort Öffentlichkeitsarbeit (die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements. Siehe auch die Hinweise zur Datenverarbeitung unter: www.denkmalpflege-bw.de/publikationen/nachrichtenblatt/abonnement)

Bitte Coupon ausschneiden und in einem frankierten Briefumschlag an oben genannte Adresse senden.

- ▶ Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die unten stehende Adresse zugestellt bekommen.
- ▶ Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die rechts stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse gebe ich im linken Feld ebenfalls bekannt.
- ▶ Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

alte Adresse (nur für Adressänderung)

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

ggf. Abonummer

neue Adresse

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift



Link zur Bestellung auf der
Website der Landesdenkmalpflege

#wirwahrenwerwirsind